
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Preis für Mitglieder 2 fl. 50 Nkr.

Ladenpreis 5 fl.

Beiträge

zur

Geschichte Böhmens.

Herausgegeben vom Vereine

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Abtheilung III.

Orts-Geschichten.

Band II.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschliessenden Denkmale.

Prag.
In Commission der **J. G. Calve'schen** k. k. Universitätsbuchhandlung.
(Für Oesterreich.)
Leipzig.
In Commission bei **F. A. Brockhaus.**
1864.

DIE

KAISERBURG ZU EGER

und die

an dieses Bauwerk sich anschliessenden

DENKMALE.

Aufgenommen und beschrieben

von

BERNHARD GRUEBER.

Mit 19 lithographirten Abbildungen.

(Herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen.)

Prag.
In Commission der **J. G. Calve**'schen k. k. Universitätsbuchhandlung.
(Für Oesterreich.)
Leipzig.
In Commission bei **F. A. Brockhaus.**
1864.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne in Prag.
Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen

Einleitung und Übersicht der Denkmale.

Von den Baudenkmalen der Stadt Eger hat bisher nur die auf der Burg befindliche Doppelkapelle die verdiente Beachtung gefunden; der grossartige Saalbau mit den übrigen Burgpartien, so wie die nicht minder bedeutsamen Kirchen der Stadt sind beinahe völlig übersehen worden.

Seltsamerweise entbehrt sogar die vielbesprochene und in zahlreichen Schriften abgehandelte Schlosskapelle, anerkannt eine der merkwürdigsten deutschen Kunstschöpfungen, bis heute getreuer Abbildungen und einer den heutigen Anforderungen entsprechenden Beschreibung.

Die Ursache dieser scheinbaren Vernachlässigung liegt zunächst in dem Umstande, dass der um die Denkmale Sachsens hochverdiente Archäologe Dr. Puttrich bereits ums Jahr 1842 die Herausgabe der Egerer Bauwerke ankündigte und die erforderlichen Vermessungen nebst den Reinzeichnungen auch vornehmen liess. Die Herausgabe, auf welche die gelehrte Welt lange wartete, unterblieb und das gesammelte Materiale wurde später der k. k. Centralcommission für Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale käuflich angeboten. Da diese Stelle bereits in Erfahrung gebracht hatte, dass ich schon seit längerer Zeit mit Untersuchungen über die kunstgeschichtlichen Verhältnisse Egers beschäftigt sei, wurden mir die von Puttrich gesammelten Zeichnungen zum allenfallsigen Gebrauche bei meinen Arbeiten übermittelt. Bei näherer Untersuchung zeigten sich diese Vorarbeiten so unzusammenhängend und oberflächlich, dass sie auch nicht den mindesten Anhaltspunkt boten und obendrein ein falsches Bild von der Sachlage gewährten. Desshalb fand ich es gerathen, von den Puttrich'schen Materialien ganz Umgang zu nehmen, neue Aufnahmen zu fertigen und auch jene Denkmale in meine Bearbeitung einzuflechten, welche mit der früheren Geschichte Egers in Beziehung stehen.

Neben dem künstlerischen Werthe handelte es sich zunächst darum, eine auffallende Lücke in der Jugendgeschichte Kaisers Friedrich des Rothbart auszufüllen und durch archäologische Studien zu ergänzen, was die Geschichtschreiber aufzuzeichnen vergessen haben.

Übrigens findet sich, wenn man von der ältesten Zeit absehen will, über die Geschichte Eger's ein so reiches Materiale vor, als nur irgend eine Stadt aufzuweisen hat: es besteht theils in den zahlreichen Archiven der Stifte und städtischen Ämter, theils in einer fortlaufenden Reihe von Chroniken, welche von hiesigen Einwohnern verfasst wurden und die über das spätere Mittelalter, die Reformationszeit und die neueren Ereignisse ausführliche Kunde geben.

Auch an alten Planen und Abbildungen fehlt es nicht: sie gewähren ein ziemlich vollständiges Bild von der Gestaltung der Stadt am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts und den seit jener Zeit erfolgten Veränderungen.

Die Denkmale, welche in die vorliegende Sammlung aufgenommen wurden oder eingehende Besprechung fanden, gehören zum grössten Theile der romanischen Bauperiode und nur

eines, der sogenannte schwarze Thurm auf der Burg, entstammt einer älteren Zeit: jene Beispiele aber, die aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einbezogen wurden, schienen unbedingt nothwendig, um die kulturgeschichtliche Entwickelung in dieser abgelegenen Gegend genau zu bestimmen. Dass die älteren Bauwerke Egers durchgehend deutsches Gepräge einhalten, hat der Verfasser bereits in der 1856 erschienenen „Charakteristik" angedeutet:[1]) ein Einfluss der spezifisch böhmischen Kunstrichtung lässt sich nur an den unter den Königen Podiebrad und Wladislaw II. 1458—1510 vorgenommenen Bauführungen wahrnehmen.

In Bezug auf Baumaterialien ergibt sich in Eger eine ungewöhnliche Mannigfaltigkeit und es erscheinen: Basaltlava, grobkörniger Granit, Leptinit, Thonschiefer, Gneis, weisser Marmor, Sandstein und Ziegel so ziemlich in obiger Ordnung hintereinander, gewöhnlich so, dass der Mauerkörper aus schiefer- oder gneisartigen Steinen gebildet und mit Quadern eines bildsameren Gesteins ausgelegt ist. Ziegel kommen verhältnissmässig spät, selbst im Gewölbebau vor, Sandstein erscheint nur bei eigentlichen Kunstarbeiten und wurde aus ziemlicher Entfernung beigeschafft.

Neben den Werken der Architektur tritt die Plastik nur in beigeordneter Weise auf, Malereien aus der romanischen Periode fehlen gänzlich. Dagegen hat Eger manche interessante Einzelnheiten aus den kleinen Kunstfächern aufzuweisen, namentlich Holzschnitzereien, Stickereien und Erzarbeiten; indess gehören die meisten dieser Kunsterzeugnisse sowie die Wandmalereien in der St. Nikolaikirche dem vorgerückten Mittelalter an.

Im Verlaufe des gegenwärtigen Jahrhunderts hat die Stadt viele und wichtige Alterthümer verloren, darunter drei im romanischen Styl erbaute Kirchen. Weil noch einige Verluste in nächster Zeit bevorstehen dürften, erschien die Veröffentlichung der vorliegenden Sammlung als doppelte Pflicht, denn mit dem Einsturze des Saalbaues verschwinden alle archäologischen Anhaltspunkte zur Bestimmung der übrigen Denkmale dieser Gegend.

In den Abbildungen wurde immer der gegenwärtige Bestand genauest eingehalten und dort, wo nach alten Planen Ergänzungen beigefügt werden mussten, wie am Situationsplane und bei den Kirchthürmen, ist dieses ausdrücklich bemerkt und auch ersichtlich gemacht.

Diese Monographie war bereits vollendet und sollte eben dem Drucke übergeben werden, als die Nachricht von dem Hinscheiden des um seine Vaterstadt Eger viel verdienten Rathes und Conservators der Baudenkmale, Herrn Josef Sebastian Grüner, hier eintraf. Dieser liebenswürdige Greis war es, der mich vor etwa zehn Jahren zu der vorliegenden Arbeit anregte, den Wegweiser bei Untersuchung der Denkmale machte und der mich mit seinen ausgezeichneten Lokalkenntnissen so ergiebig unterstützte, dass ich im Stande war, Fehlendes zu ergänzen und vom Verlornen wenigstens einen Begriff zu geben.

In dankbarer Erinnerung dieser in meinen Berichten oft angeführten Beihilfe fühle ich mich zugleich verpflichtet, allen denen, welche zur Förderung meines Unternehmens beigetragen, insbesondere dem Verstande des historischen Vereines in Regensburg, Herrn Justiz- und Domänen-Rath Mayer und Herrn Reichs-Archiv-Rath Muffat in München den herzlichsten Dank zu sagen.

Prag, im Januar 1864.

Grueber.

---

[1]) Charakteristik der Baudenkmale Böhmens. Von B. Grueber. Wien 1856. Separatabdruck aus den Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Erforschung der Baudenkmale.

Situation und muthmassliche Entstehungszeit der Stadt.

Wenn je eine Örtlichkeit den Bedingungen einer frühmittelalterlichen Veste entspricht, ist es die Burgstelle von Eger, welche allem Anscheine nach schon in jener Zeit, als die slavischen Stämme gegen den Osten Deutschlands vordrangen, zum Waffenplatze ausersehen wurde.

Eine steile, aus der Hochebene vorspringende Felsenkuppe, um welche sich der Egerfluss beinahe im Halbkreise herumwindet und die nur durch einen schmalen Bergrücken mit der Umgebung zusammenhängt, oberhalb ein tief eingeschnittenes leicht zu beherrschendes Thal, flussabwärts eine geräumige Ebene, zeigt sich der Platz für eine Niederlassung wie von der Natur vorgezeichnet. Rechnet man hinzu, dass die Eger einen der ältesten Handels- und Verkehrswege des östlichen Deutschland bildete und dass durch diesen Punkt zwei wichtige Pässe gedeckt werden konnten, haben wir die Situation im Allgemeinen geschildert.

Als höchst bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Lage muss noch hervorgehoben werden, dass in die Ebene des Egerländchens drei deutsche Gebirgszüge abfallen, nämlich der Böhmerwald, das Fichtelgebirg und das Erzgebirge, so dass die Stadt einen geognostischen Knotenpunkt bezeichnet.

Die Gründung von Eger konnte nach den Verhältnissen jener Zeit nur unter dem Schutz einer Veste geschehen: über den Zeitpunkt der Anlage jedoch fehlen alle Nachrichten und es können nur mehr oder minder begründete Vermuthungen aufgestellt werden.

Das hohe Alter der Stadt wird zunächst durch ein auf der Burg befindliches Denkmal, den sogenannten schwarzen Thurm dargethan, dessen Ausführung offenbare Zeichen römischer Bautechnik an sich trägt, aus welchem Grunde auch Viele die erste Anlage den Römern zuschreiben wollen. Eine römische Niederlassung in dieser Gegend lässt sich indess nach Untersuchung der Örtlichkeit und der vorhandenen geographischen Urkunden nicht wohl annehmen; denn erstens überschreitet der von Trajan zum Schutz gegen die Einfälle der Barbaren angelegte Römerwall, Wallgraben, erst 21 Meilen westlich von Eger die Donau,[1] zweitens gibt weder die Peutingerische Karte noch ein anderes Dokument Kunde von einem nordöstlich des Wallgrabens angelegten römischen Strassenzug oder Kastell, und schliesslich fand sich in dem Egerer Gebiete

[1] Der Römerwall, gewöhnlich Pfahlgraben und Pfahl, vom Volke „Teufelsmauer" genannt, wurde von Trajan begonnen und von den spätern Kaisern vollendet. Er begann 6 Meilen oberhalb Regensburg bei Pföring, dem alten Epona, und zog sich durch das eichstädtische, fränkische und hessische Gebiet bis an den Rhein. Alle bairischen Geschichtforscher, namentlich Gemeiner, Zirngibl und Pallhausen haben dieser Anlage volle Aufmerksamkeit geschenkt, und es sind alle mit dem Pfahl in Verbindung stehenden Ortschaften und Strassen genauest untersucht worden. Von Pföring bis Linz scheinen die Römer nördlich der Donau nicht mehr als die Ufer kennen gelernt zu haben.

sammt den angrenzenden Gegenden niemals ein unbestreitbarer Beweis von der Anwesenheit der Römer. *)

Es sind weder Meilenzeiger und Überreste von Strassenanlagen, noch Bauruinen, Inschriften, ja nicht einmal Ziegel gefunden worden, welche letztere gewiss nicht fehlen würden, wenn die Römer hier ein Werk wie den schwarzen Thurm ausgeführt hätten.

Die wiederholt aufgestellte Ansicht, dass der schwarze Thurm durch die Bojer oder Markomannen aufgeführt worden sei, lässt sich bei näherem Eingehen nur als ein patriotischer Wunsch bezeichnen, welchen man zwar mit scharfsinnigen Belegen unterstützen, aber weder durch geschichtliche noch archäologische Data begründen kann. Beide Völkerschaften waren wie alle Germanen des Steinbaues unkundig; sie führten ein Jäger- und Hirtenleben und behaupteten selten feste Wohnplätze, wie aus der Geschichte der Markomannenkriege deutlich hervorgeht.

Dass König Marbod, der in Rom römische Kriegskunst und Politik kennen gelernt hat, auch die Baukunst der Römer in sein Land verpflanzt habe, ist nicht folgerichtig; denn ein glücklicher Feldherr kann bei einem kriegerischen Volke leicht das Heerwesen in kurzer Zeit umgestalten, aber nicht in derselben Frist die Übung der Künste einführen. Der Cherusker-Fürst Armin, nicht minder begabt als Marbod, weilte unter ähnlichen Verhältnissen in Rom und zog die gleiche Nutzanwendung aus diesem Aufenthalte: die Cherusker haben jedoch eben so wenig Baukunst getrieben als die Markomannen, wie denn keines dieser Völker ein Kunstdenkmal hinterlassen hat.

Hätten die Markomannen ein Werk ausgeführt, wie den schwarzen Thurm, wäre es nicht bei dem einzelnen Versuche geblieben: sie hätten ihr Land ringsum in ähnlicher Weise gesichert und mit einem Worte, sie hätten ihr Wanderleben aufgeben müssen. Ein solches Streben lag aber den Markomannen und ihren Verbündeten ferne, von der Zeit ihres ersten Auftretens an bis zu ihrem Verschwinden aus der Geschichte (10 Jahre n. Chr. bis gegen 300).

Übrigens spricht der Thurm kein so hohes Alter aus, dass seine Erbauung in die ersten Jahre unserer Zeitrechnung verlegt werden könnte und dieses lässt sich aus dem Grade der Verwitterung vollständig nachweisen. Die zwar harte und spröde, aber nur lose gefügte Basaltlava des Kammerbühls, woraus der Thurm besteht, leidet so sehr unter den atmosphärischen Einwirkungen, dass jetzt nach dem Verlaufe von 16 bis 18 Jahrhunderten unmöglich scharfe Quaderkanten zu erblicken sein würden, auch kaum die Hälfte der gegenwärtigen Höhe sich erhalten hätte. Selbst ohne technische Untersuchungen wird ein aufmerksamer Beobachter bald erkennen, dass alle, sogar die in Italien vorkommenden Römerbauten, unendlich mehr von der Witterung gelitten haben, als der schwarze Thurm; obgleich einerseits viele dieser Werke aus dauerhafteren Materialien errichtet sind und anderseits das Klima von Eger zu den rauhesten gehört.

Auch in der Zeit, als nach dem Tode Attilas und dem Untergange des weströmischen Reiches sich Thüringer, Alemannen, Ostgothen, Burgunder und Franken im bunten Gewirre über die deutschen Gauen ergossen, unaufhörlich die Wohnsitze wechselten und sich gegenseitig bekriegten, darf nicht an die Erbauung steinerner Vesten gedacht werden: es bleibt daher nur übrig,

---

*) Waffen, Münzen, Gefässe und leicht transportable Gegenstände sind nicht als Beweise einer Niederlassung anzusehen. Römische Münzen und Waffen wurden in den entlegensten Theilen von Russland gefunden, welche schwerlich je ein Römer betreten hat.

die Anlage in jener Zeit zu suchen, als die fränkische Herrschaft sich befestigt und über das östliche Deutschland ausgebreitet hatte.

Den ersten Anlass zeigt die Geschichte in den Kriegen, welche Clotar II. und sein Sohn Dagobert unternahmen, um die bis an die sächsische Saale vorgedrungenen Wenden zurückzuwerfen. Damals (626—630) verbanden sich die Franken mit ihren Todfeinden den Sachsen, und dieser Krieg, dessen örtliche Ausdehnung nicht wohl bestimmt werden kann, berührte aller Wahrscheinlichkeit nach die Gegend von Eger. Die Annahme, dass man schon in jener Zeit dem Drängen der Slaven habe einige feste Punkte entgegenstellen wollen, wäre nicht allzu gewagt: allein der Zustand der Technik war noch ein so niedriger, dass selbst Städte wie Köln und Strassburg nur hölzerne Kirchen besassen.

Am glaublichsten bleibt daher, dass Eger durch die von Karl dem Grossen eingesetzten Gau- oder Markgrafen angelegt worden sei, wenn sich auch nicht genau bestimmen lässt, ob der Bezirk zur ostfränkischen Mark oder zu Baiern gerechnet wurde. Die östlichen Grenzen des fränkischen Reiches waren von je unbestimmt: jedoch sprachen sowohl die Könige merowingischen Stammes, wie ihre Nachfolger die Karolinger die Landeshoheit in Böhmen, Mähren und Pannonien (dem heutigen Ungarn) mit demselben Rechte an, wie sie diese in Oesterreich und Bayern ausübten.

Karl der Grosse war ein Freund der Künste, besonders der Baukunst, und führte dadurch, dass er zu Aachen, Ingelheim und andern Orten Kirchen und Paläste erbauen liess, die Kunst des Bauens unter den Deutschen ein. Karl musste aber sowohl die künstlichen Materialien (behauene Steine) wie die Baumeister aus Italien kommen lassen und aus diesem Umstande erhellt zur Genüge, dass der Steinbau während seiner Regierung als etwas Ausserordentliches angesehen wurde. Selbst Karls endlose Kriege, in denen Jahr für Jahr dasselbe Terrain wieder erkämpft werden musste, bestättigen den Mangel einer geregelten Baukunst in auffallender Weise: mit Hilfe weniger feuerfester Burgen hätte der Kaiser das angestrebte Ziel in viel kürzerer Zeit und durch humanere Mittel erreicht, und sein sehnlichster Wunsch, das Reich nach allen Seiten hin gesichert zu hinterlassen, wäre in Erfüllung gegangen.

Wir werden nun mit unserer Untersuchung von selbst auf eine etwas spätere Zeit hingewiesen, nemlich auf die Regierungsjahre der Kaiser Ludwig und Arnulf, von denen jeder mit dem Zunamen der Deutsche belegt worden ist: die Bautechnik hatte bereits einige Verbreitung gewonnen, die Grossen erkannten den Nutzen steinerner Gebäude und man fing an Steinhäuser, Burgen, zu errichten oder versah wenigstens die herkömmlichen Wallburgen mit steinernen Thürmen.

Die Brauchbarkeit dieser Thürme sollte sich bald nur allzusehr bewähren, denn Arnulf hatte, indem er zur Besiegung der Mähren die Ungarn oder Magyaren im Jahre 892 anrief, einen viel schlimmern Feind ins Land gelockt, als je aus den Slaven hätte erwachsen können. Die Magyaren setzten sich nach Besiegung des Mährenfürsten Zwentibold unter ihrem Führer Arpad in Ungarn fest, weil ihnen die fränkischen Grafen, die man von Deutschland aus ohne Unterstützung liess, keinen genügenden Widerstand leisten konnten. Ums Jahr 894 dehnte dieses Volk seine Herrschaft in östlicher Richtung über Siebenbürgen aus, westwärts bis an die Gran und March und nun verheerten die Ungarn in jährlichen Raubzügen wie wüthende Thiere alle Länder des deutschen Reiches. Sie drangen über den Rhein und die Alpen, plünderten Lothringen, Bur-

gund und Norditalien, streiften nach Sachsen, wo sie den damaligen Herzog von Thüringen erschlugen und gelangten bis an die Ostsee.

Die Ursache, warum die Magyaren den viel kräftigeren und an Kriege gewohnten Deutschen überlegen waren und warum sie beinahe ungestraft viele Jahre hindurch ihre Raubzüge fortsetzen konnten, lag in der eigenthümlichen Kriegführung und Bewaffnung dieses Volkes. Sie waren insgesammt beritten und äusserst beweglich: sie griffen nur an, wo sie sich im Vortheil sahen, vermieden Feldschlachten möglichst und verschwanden, sobald man sie halten wollte. Ihre Waffen waren Bogen und Pfeile, Schleudern, Wurflanzen und ähnliche aus der Ferne schädigende Vorkehrungen. Gegen solche Feinde konnte der Deustche, der mit langem Schwerte und schwerem Streithammer zu Fusse kämpfte, nur im Nachtheil stehen, um so mehr als der Heerbann sich langsam versammelte und alle Ortschaften offen lagen.

In dieser Zeit der allgemeinen Noth (welche leider über die deutschen Völker so oft gekommen ist, ohne dass sie seither viel gelernt hätten) kamen jene festen Thürme, Bergfriede, in Gebrauch, welche zunächst keinen andern Zweck hatten, als sichernde Zufluchtsorte im Falle von Überrumpelungen zu gewähren. Die alte Kriegstaktik hatte ihre Gültigkeit verloren, es sollte eine der neuen Zeit entsprechende gefunden werden und bis dahin musste man sich behelfen, so gut es ging.

Der Bergfried[1]) war ein aus festen Quadern erbauter hoher und geräumiger Thurm, dessen unteres Stockwerk möglichst massiv gehalten wurde und der erst in einer Höhe von etwa 30 Fuss den Eingang erhielt. Zu diesem Eingange konnte man nur über eine Leiter oder Zugbrücke gelangen, welche im Falle man sich in den Thurm flüchten musste, aufgezogen wurde, worauf man die schmale Thüre verschloss. Bei der damaligen mangelhaften Befestigungs- und noch mangelhafteren Belagerungskunst konnte der Bergfried für mehrere Tage hinreichenden Schutz gewähren und die Belagerten konnten die Hilfe der Freunde abwarten.

Es bleibt nun übrig zu untersuchen, wann und durch wen der schwarze Thurm erbaut worden sein mag. Die meisten Schriftsteller nennen als erste Besitzer des Egerer Gebietes die Herren von Vohburg, welche bald Pfalzgrafen bald Markgrafen genannt werden, und es wird von einigen Autoren schon das Jahr 870 als dasjenige bezeichnet, in welchem das genannte Grafenhaus diese Ländereien inne hatte. Da im Jahr 870 wirklich eine Änderung der ostfränkischen Markgrafschaft durch Ludwig den Deutschen getroffen wurde, entbehrt diese unter andern in der Topographie des J. Schaller und auch in Pubitschka's chronologischer Geschichte Böhmens enthaltene Nachricht nicht der Glaubwürdigkeit: dagegen lassen bayrische Schriftsteller[2]) die Grafen

---

[1]) Unter dem Namen Bergfried, Burgfried, Belfredus, Beffroi, Belfry verstand man im Mittelalter sowohl den zur Belagerung einer Veste dienenden hölzernen Thurm (die Kriegsmaschine) wie den grossen Burgthurm. Alwin Schulz in seiner Beschreibung der Hofburgen ist der Ansicht, dass unter diesem Namen zuerst jener Thurm verstanden wurde, in welchem die Sturmglocke hing. In den deutschen Burgen jedoch gab es für die Sturmglocken keine besondern Thürme und die Verbreitung der Glocken (wenigstens der grösseren) fällt in eine viel spätere Zeit. Erst im dreizehnten Jahrhundert wurden auf manchen Burgthürmen besondere Aufbauten (Lueger) errichtet, welche auch zur Aufnahme von Glocken gedient haben mochten.

[2]) Um den Text einheitlicher zu halten und die archäologischen Untersuchungen nicht allzusehr zu unterbrechen, wurde das Wichtigste über Ursprung und Verzweigung der Vohburger Grafen in einem besondern Anhang beigefügt. Dort finden sich neben der Geschichte und den Geschlechtstafeln dieser Dynasten auch die Verhältnisse der Hohenstaufen zum Egerlande erklärt.

von Vohburg erst später auftreten, als nach Hinrichtung Adalberts von Babenberg (906) die grosse fränkische Ostmark und die babenbergischen Güter getheilt wurden. Konrad von Vohburg, Graf von Ammerthal wird von Lang [1]) als der erste dieses Stammes genannt, der zwischen 1037—1060 zu Eger seinen Sitz genommen und sich auch nach dieser Besitzung geschrieben haben soll.

Ob die Gegend von Eger vor dem Jahre 1000 zur fränkischen Mark, ob zu Bayern oder zu dem Hausbesitze der Vohburger Grafen gehört habe, ist nicht aufgehellt: gewiss ist, dass der ganze Gau weithin mit Urwäldern bedeckt und sehr spärlich bewohnt war und dass erst durch die Gründung des Cistercienserstiftes Waldsassen (1132) eine ausgiebige Kultur in diese Wildniss gebracht worden ist. [2])

Da Eger im Streite des Kaisers Konrad mit Herzog Arnulf dem Bösen (um 916) genannt wird, darf die Gründung der Stadt und die Erbauung des schwarzen Thurmes mit grösster Wahrscheinlichkeit in das beginnende zehnte Jahrhundert verlegt werden. [3]) Ob vor Besitznahme durch die Vohburger und vor Erbauung der Burg schon eine Ansiedelung an dieser Stelle bestanden habe, ist wahrscheinlich, kann aber nicht nachgewiesen werden.

Eben so wenig lässt sich je ermitteln, ob die jetzigen Einwohner des Egerlandes slavischer Abkunft seien, wie Pröckl angibt, oder germanischer (friesischer) wie v. Urbanstädt glaubt: vielmehr stellt sich mit ziemlicher Sicherheit heraus, dass beide Volksstämme sehr frühe, vielleicht gleichzeitig, in der Gegend sich niedergelassen haben. Die geographische Vertheilung der Ortsnamen spricht dafür, dass die Deutschen von Südwest her durch die Oberpfalz kamen, während die Slaven (Wenden) nicht aus Böhmen, sondern aus den Maingegenden über das Fichtelgebirge einrückten.

Das bayrisch-oberpfälzische Idiom ist, allerdings mit mancherlei Abweichungen, vorherrschend im Egerbezirke und noch weiterhin bis in die Gegend von Karlsbad: Sitten und Gebräuche, Kleidung, Lebensweise und Wirthschaftsbetrieb zeigen ungemein viele Eigenthümlichkeiten, welche für Spekulationen und Ableitungen ein reiches Feld bieten, die in der Regel aber bei abgeschlossenen Gebirgsvölkern anzutreffen sind. Dass Eger der Mittelpunkt des vorgeschobenen Slavenbezirkes, der regio Slavorum gewesen sei und schon ums Jahr 440 bestanden habe, wie unter andern v. Sprunner in seinem historischen Atlas angibt, entbehrt jeder geschichtlichen Begründung und die von diesem sonst gründlichen Forscher entworfene Karte des Slavenreiches scheint mehr nach Vermuthungen als zuverlässigen Quellen bearbeitet zu sein. [4])

[1]) Lang, K. H. von. Die alten Grafschaften Baierns. Nürnberg 1831. S. 124.

[2]) Brenner, J. B. Die Geschichte des Klosters Waldsassen.

[3]) Pröckl theilt Seite 6 obiges Datum mit, ohne die Quelle zu nennen. Urkundlich kommt Eger erst 1061 in einem Schenkungsbriefe des Kaisers Heinrich IV. vor.

[4]) Karl von Sprunner, historischer Atlas von Bayern.

Die Burgstelle.

Seit ihrer Gründung hat die Egerer Burg unzählige Abänderungen erfahren und es lässt sich heute weder über die ursprüngliche Ausdehnung, noch über die Form, welche sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatte, zuverlässiges angeben: gewiss ist, dass die ältesten Wohngebäude nicht da standen, wo wir jetzt die Ruinen des Kaisersaales und die Kapelle erblicken und dass der alte Haupteingang ganz anders als der gegenwärtige situirt sein gewesen musste. Durch die in den letzten Jahrhunderten ausgeführten Fortifikationsarbeiten wurde selbst ein grosser Theil der Felsenwand, auf welcher die Burg steht, abgesprengt und somit die Bodenfläche verändert, weshalb wir uns auf den gegenwärtigen Bestand und die Untersuchungen der alten Stadtplane beschränken müssen.

Die jetzige Ausdehnung der Burg ist auf dem vorliegenden Situationsplan, Tafel II, durch Schraffirungen kenntlich gemacht: Der Platz bildet ein unregelmässiges, mit allerlei Vorsprüngen versehenes Rechteck, dessen grösste Längenausdehnung von Ost nach West (durch den Saalbau gemessen) 52 Wiener Klafter beträgt. Die Breite vom Brückenthore bis an die nördliche Umfassungsmauer misst 38 Klafter, wobei jedoch zu merken ist, dass in dieser Richtung die erwähnte Vorsprünge liegen und über das angegebene Maass vorragen.

Auf diesem Raume befinden sich die wichtigsten unserer Denkmale, und zwar:

A. der schwarze Thurm,

B. der Saalbau,

C. die doppelte Schlosskapelle.

Diese Theile haben monumentalen Werth und sind zunächst Gegenstände unserer Untersuchungen.

D. bezeichnet die über den Schlossgraben gesprengte hölzerne Brücke, welche zu dem hart am schwarzen Thurme liegenden Burgthore führt.

E. E. Kasematten, zum Theil vom Jahre 1673, zum Theil neueren Ursprunges,

F. der alte, sonst aber unbedeutende Schlossbrunnen,

G. ein alter Anbau an das Saalgebäude, der erst seit 1809 zerstört und mit einem Walle überdeckt worden ist,

H. ein auf dem Plane von 1650 noch angegebenes, seitdem aber verschwundenes Gebäude, über dessen Zweck und Bauart keine Nachricht vorhanden ist.

Eine mit Thürmen versehene Ringmauer umschloss ehemals die West- und Nordseite der Burg, jedoch wurde diese Mauer erst zur Zeit des Hussitenkrieges aufgeführt. Von den zwei gegen aussen abgerundeten, einwärts stumpfwinkligen Thürmen Fig. a und b hat sich nur der erstere (a) mit einem kleinen Mauerüberrest erhalten, der zweite mit der zwischenliegenden Mauer wurde 1828 abgetragen. Durch einen dritten quadratischen Thurm (c) schloss die Ringmauer der Burg an die allgemeine Stadtmauer an.

Die von der Brücke neben dem Schlosse zum Mühlthor, d, abwärts führende Gasse, in welcher eine Menge unbedeutender Häuschen und Hütten liegen, heisst „im Graben" und scheint ehemals mit der Ausfallpforte in Verbindung gestanden zu haben. Der Hauptzugang zum Schlosse führte von den vereinigten beiden Strassen (der baireuther und waldsasser) an der Westseite der Franziskanerkirche vorbei, zwischen den Ringmauern hin, bis in die Gegend der jetzigen Kremlingsbastei, jenseits welcher in der Richtung nach dem Gebäude, H, das Haupthor gelegen zu haben scheint.

An der Stelle des heutigen Schützenhauses führte ebenfalls ein mit einer Barbakane gesicherter Verbindungsweg zum Hauptthore hinan, wahrscheinlich der Wasserweg.

In alter Zeit floss die Eger unmittelbar am Burgfelsen, das Gelände ringsum entstand theils durch allmählige Anschwemmungen, theils wurde es, namentlich vor dem Sandthore, Fig. e künstlich bewerkstelligt. Die senkrechte Abgleichung der Felsen und die Aufführung der gegen 15 Klafter hohen Mauer, welche jetzt von den Kasematten längs der Kremlingsbastei hinzieht, geschah im Jahr 1749, um welche Zeit auch das in der Burg befindliche Gebäude, H, und die beim Schützenhause gelegenen Vorwerke verschwanden.

Jenseits des Egerflusses in nördlicher Richtung dem Schlosse gegenüber hatte König Wenzel II. eine Burg erbaut, welche Wenzelsburg genannt wurde und mit dem Schloss durch eine Brücke in Verbindung gestanden haben soll. Der Sage nach konnte man von einem Balkon des Schlosses auf die Brücke gelangen; wahrscheinlich aber musste man erst über eine Treppe abwärts steigen. Die Wenzelsburg wurde im Laufe des Hussitenkrieges zerstört; ob von den Egerer Bürgern, welche der Vertheidigung wegen die Vorstädte demolirten, oder von den Hussiten, ist nicht bekannt. Im dreissigjährigen Kriege errichteten die Sachsen an dieser Stelle eine Schanze und so verschwanden die letzten Reste dieser Burg, welche nur eine Art Lust- oder Landhaus gewesen sein mag, da die Örtlichkeit, wie unser Situationsplan zeigt, ungemein beschränkt ist. König Wenzel II., welcher mit Kaiser Rudolf dem Habsburger stets in freundlichem Benehmen stand und mit dessen Tochter Jutta vermählt war, scheint mit Erbauung der Wenzelsburg nichts anderes beabsichtet zu haben als eine bequeme Wohnung, wenn er mit seinem Schwiegervater in Eger zusammenkam. Rudolf selbst weilte oft in Eger und König Wenzel feierte hier im Jahre 1286 sein Beilager mit der Prinzessin Jutta.

Die beiden ältesten Ansichten von Eger, von denen die eine im Jahre 1496 gemalt und später oft kopirt wurde, die andere vom Jahre 1554 in Münster's Kosmographie [1]) enthalten ist, zeigen die Wenzelsburg noch in baulichem Zustande als einfaches Haus mit zwei Thürmen versehen; in Merians Topographie [2]) kommt sie bereits als Ruine vor. Über die architektonischen Verhältnisse und den Styl des Gebäudes lässt sich aber aus allen drei Ansichten kein Urtheil fällen, nur scheint die künstlerische Ausstattung eine ziemlich dürftige gewesen zu sein.

[1]) Sebastiani Münster, Cosmographia. Basileae 1554.

[2]) Merians Topographie von Böhmen.

Der schwarze Thurm.

Genaue Abbildungen dieses Bauwerkes enthält das vierte Heft der vom deutschen Geschichtsverein in Prag herausgegebenen Mittheilungen,[1]) weshalb wir uns, um Wiederholungen zu vermeiden, auf dieselben beziehen.

Bei Betrachtung des Situationsplanes fallen sogleich zwei Punkte auf, nemlich dass dieser Thurm genau nach den Weltgegenden gestellt ist und dass er mit keinem der auf der Burgstelle befindlichen Gebäude in Beziehung steht oder irgend einen Zusammenhang hat, weder mit dem alten Saalbau, noch mit den neueren Befestigungen. — Er bildet am Grundrisse ein reguläres Quadrat von nahezu 30 Wiener Fuss seitlicher Ausdehnung (29′ 5″ × 29′ 11″), und besteht aus drei Stockwerken, welche jedoch an der Aussenseite nicht sichtbar sind. Das Erdgeschoss ist ohne Fenster, 30 Fuss hoch und mit 10 Fuss dicken Mauern, welche auf dem natürlichen Felsen ruhen, versehen. Im ersten Stockwerke setzen die Mauern an jeder Seite durch 2 Stufen je um $2^1/_2$ Fuss ab, so dass die beiden gegenüberstehenden Wände zusammen gerade so dick sind, als der lichte Raum weit, nemlich 15 Fuss. Hier befand sich und zwar an der Nordseite der einzige Eingang in der Höhe von 33 Fuss über dem gegenwärtigen Niveau des Burghofes.[2]) Das erste Stockwerk ist wieder so hoch wie das Erdgeschoss, 30 Fuss, und war nach den Fensterstellungen zu schliessen, durch Zwischengebälke in mehrere Gemächer abgetheilt: oberhalb findet abermals eine stufenartige Einziehung von 1′ 6″ an jeder Seite statt, worauf das zweite Stockwerk beginnt.

Der alte Theil des zweiten und obersten Geschosses ist jetzt nur 3′ 9″ hoch, scheint aber wenigstens 15′ hoch und mit einer Plattform bedeckt gewesen zu sein; so dass die Höhe des ganzen Thurmes, soviel sich nach dem veränderten Niveau entnehmen lässt, ursprünglich 80 bis 85 Fuss betragen hat.

An den Aussenseiten halten die Wandflächen vom Fussboden bis oben senkrechte Linien ein, soweit sie nicht durch die Bossagen der einzelnen Steine unterbrochen werden.

Diese Bossagen, auch bossirte Quader oder Buckelsteine genannt, zeigen am schwarzen Thurme manche Eigenthümlichkeiten, die schwerlich an einem zweiten Bau wiedergefunden werden dürften. Während die Bossen an den meisten Steinen ungefähr 8 Zoll über die scharf behauene Quaderkante vorspringen, halten sie an andern bald nur 3 Zoll ein, bald stehen sie 15 bis 18 Zolle vor und einige Steine bleiben sogar ganz glatt. Endlich sind auch die Innenseiten der Wände mit Bossagen versehen, was in der Römertechnik niemals vorkommt und meines Wissens auch an keinem mittelalterlichen Gebäude zu sehen ist. Durch die ungleichen Bossen an der Aussenseite sollte dem eingedrungenen Feinde das Anlegen von Leitern erschwert werden; warum aber die inneren Wände mit Bossirungen versehen wurden, lässt sich unmöglich erklären.

Der Thurm ist durchgehend aus Quadern erbaut, welche genau horizontal gelegt sind, so dass die Steinfugen gleichmässig den ganzen Thurm umziehen: die Schichten aber halten unter

---

[1]) Der schwarze Thurm auf der Kaiserburg zu Eger. Mit Abbildungen. Von B. Grueber. IV. Heft, 1863.

[2]) Wir berichtigen hier einen Druckfehler, der in dem von den Mittheilungen gebrachten Aufsatze enthalten ist. Anstatt Ostseite soll es heissen: Nordseite.

sich keine gleiche Höhe ein. Die Quader der untersten Schichten sind $2^1/_2$ bis $4^1/_2$ Fuss lang und 24 bis 28 Zoll hoch; die obern Steine haben eine mittlere Länge von 3 Fuss bei einer Höhe von 12 bis 18 Zollen. Das Erdgeschoss zählt 17, das erste Stockwerk 23, und der noch erhaltene Rest des zweiten Stockes 3, folglich der ganze Bau zusammen 43 Steinschichten.

Neben dem schon erwähnten, in der Höhe von 33 Fuss angebrachten Eingange besitzt der Thurm noch drei kleine Fenster, zwei an der Westseite und eines an der Südseite, welche so wie der Eingang, mit halbkreisförmigen Bogen überdeckt sind. Zwei der Fenster sind 6 Zoll breit und 3 Fuss hoch, das unterste dritte ist viel kleiner.

Der Eingang misst an der Aussenseite 2′ 3″ lichter Weite, die sich aber gegen einwärts auf 3 Fuss vergrössert, und hält eine Höhe von 6 Fuss $1^1/_2$ Zoll ein. Spuren eines Gemäuers oder sonst einer feststehenden Vorkehrung, welche den Zugang vermittelten, sind nicht vorhanden; man konnte nur mit Hilfe von Leitern in das Innere gelangen: dagegen sind in den Thürpilastern die Löcher noch ersichtlich, in welche die eisernen Balken zum Verschluss der gleichfalls eisernen Thüre eingeschoben wurden.

Mit Ausnahme von zwei aus der obersten Steinschichte vorragenden Quadern, welche zur Unterstützung eines Anfzuges oder zur Auskragung von Pechnasen dienen mochten, findet sich kein bemerkenswerthes architektonisches Zeichen am Thurme, dessen nicht gedacht worden wäre: ob durch Aufgrabungen weitere Aufschlüsse gewonnen werden, steht in Frage, weil der Bau nicht tief gegründet ist und auf kompaktem Felsen ruht. Es bleibt daher nur noch übrig, dem Materiale unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die sämmtlichen Quadern des Thurmes bestehen aus Lava oder einer basaltigen Schlacke, welche an der Nordseite des Kammerbühls, eines unweit Eger und Franzensbad befindlichen Eruptionskegels bricht. Dieses Gestein ist von schwarzer Farbe (woher die Bezeichnung des Thurmes rührt), dabei ausserordentlich spröde und hart, jedoch ohne festes Gefüge. Da der Stein kaum von Instrumenten angegriffen wird, erscheint die Wahl dieses Materiales in einer Gegend, wo ringsum die trefflichsten Granite und Gneise mühelos zu gewinnen sind und in einer Zeit, als von einheimischer Bautechnik kaum die Rede sein konnte, im höchsten Grade auffallend, um so mehr als die Kanten der Quader mit grösster Schärfe bearbeitet sind, so dass die Fugen kaum wahrgenommen werden können.

Späterhin wurde dieser Lavastein nie wieder verwendet und es kommt nicht einmal der Fall vor, dass an den von Friedrich Barbarossa in Eger errichteten Gebäuden ein einziges Stück eingeschaltet worden wäre.

Werden wir durch die Bearbeitung und Fügung der Steine an römische Bauweise erinnert, geschieht dieses nicht minder bei Untersuchung des Mörtels, obwohl derselbe nicht jene Härte und Konsistenz zeigt, welche die römischen Mörtelmischungen in der Regel einhalten. Der an diesem Bau gebrauchte Mörtel ist in sehr dünnen Bändern aufgetragen und an der Aussenseite wegen genauer Quaderfügung nirgend wahrnehmbar, hat eine schwärzliche Farbe von eingemengtem Basaltsand, und erscheint im Bruche feinkörnig oder cementartig.

Wenn wir nun die Ergebnisse obiger Beschreibung zusammenfassen, kann über Zweck und Bedeutung des schwarzen Thurmes kein Zweifel obwalten: die isolirte Lage mit der in der Höhe befindlichen Thüre, das Verliess unterhalb und darüber die durch kleine Fenster spärlich

erhellten Gemächer, dokumentiren den Bau unwiderleglich als Bergfried,[1]) mithin als mittelalterliches Werk.

Der römischen Kriegsbaukunst scheint die Errichtung also gestalteter Thürme fremd geblieben zu sein, denn der Römer legte sein Castrum oder Castellum immer regelmässig als Viereck oder Rechteck an, schützte flüchtige Lager mit Pallisaden, während bei stehenden Lagern die Ecken mit steinernen Thürmen flankirt wurden: dann hielt er vor allen auf gerade, das Lager durchziehende Strassen, damit sich die Krieger leicht aufstellen und ordnen konnten. Gegen alle diese Bedingungen verstösst aber unser Thurm, der überecks an den Rand des Grabens gerückt, weder in der Mitte noch an der Ecke eines Römerlagers stehen konnte.

Da aber im Verlaufe der Zeit die meisten Ritterburgen mit Bergfrieden versehen wurden, bleibt der Beweis zu liefern, ob der Egerer Thurm wirklich im frühen Mittelalter und nicht in späterer Zeit erbaut worden sei.

Wie schon erwähnt, steht dieses Bauwerk in keinerlei Beziehung zu den erweislich von Friedrich I. herrührenden Schlossbauten; beiden Anlagen liegt ein himmelweit verschiedener Plan zu Grunde, denn da der Bergfried den letzten Zufluchtsort nach Eroberung einer Burg zu bilden hatte, wäre hier nach vorliegender Situation der Fall eingetreten, dass man sich aus den im Hintergrunde liegenden Wohngebäuden hätte durch die Feinde hindurch Bahn brechen müssen, um zum Bergfried zu gelangen, man hätte endlich Angesichts des Feindes auf Leitern zum Eingange hinanklettern müssen. Dieses konnte nicht sein und somit mussten die mit dem Hauptthurme korrespondirenden Gebäude ganz anders situirt gewesen und durch die Hohenstaufenbauten ganz oder theilweise abgetragen worden sein.

Die mit Punkten auf unserem Situationsplan angegebenen Baulichkeiten (II), welche noch 1670 vorhanden waren, entsprechen so ziemlich einer alten Burganlage und weisen dem Bergfried die richtige Stellung hinter dem Wohngebäude an, weshalb man die alte Anlage an dieser Stelle suchen muss und annehmen darf, Kaiser Friedrich habe seinen Palast an einen möglichst freien Ort rücken wollen. Hiedurch verloren die alten Schlosstheile ihre Bedeutung, der Thurm blieb isolirt stehen und die Lage des Schlossthores erhielt eine veränderte Stellung.

Ergibt sich schon aus der Lage des Thurmes ein höheres Alter, als die Barbarossawerke ansprechen können, gewährt die befolgte Technik den vollgültigen Beweis.

Die Wahl des Materiales konnte nur von einem der italienischen oder griechischen Baumeister ausgehen, welche bis zum Jahre 1000 nach Deutschland berufen wurden: nur einem solchen war bekannt, dass Lava ein dauerhafteres und feuersichereres Baumaterial sei, als Gneis und Granit. Auf Feuersicherheit kam es gerade am meisten an, weil die Madscharen keine Kriegsmaschinen hatten und nur durch aufgethürmtes, in Brand gestecktes Reisig die Eroberung bewerkstelligen konnten. Auch der mit zerstossenem Basalt vermengte Mörtel war nur einem solchen Werkmanne bekannt, der römische Bauten gesehen und sich in der altitalienischen Schule

[1]) Die Bezeichnung Bergfried, über welche schon viel gestritten worden ist, dürfte sich am richtigsten von Burgfrieden, dem uralten Vorrechte eines Dynastensitzes, herschreiben. Da die Bergfriede anfänglich eine Auszeichnung der Residenzen und Landesburgen waren und der Umkreis, soweit der Thurm gesehen werden konnte, zum Burgfrieden gerechnet wurde, war es sehr natürlich, dass man die gleichen Bezeichnungen für den Thurm wie für das Friedensrecht gebrauchte. Im Bezirke des Burgfriedens durfte kein Flüchtling verhaftet und kein Schwert gezogen werden; Dawiderhandelnde wurden mit Handabhauen, auch mit dem Tode bestraft.

gebildet hatte. Dazu kömmt noch die mit grosser Ängstlichkeit eingehaltene traditionell römische Bauweise, wozu wir namentlich das Beibehalten der Bossagen im Innern zählen, die mit unendlicher Mühe hergestellte Steinfügung und die unscheinbaren Mörtelbänder. Der Egerer Thurm ist endlich das einzige Beispiel eines aus lavaartigen Gesteinen im östlichen Deutschland aufgeführten Baues.

Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts trat ein bedeutender Wendepunkt in der Baupraxis ein und es entwickelte sich eine neue Technik, die sich von der bis dahin geübten römischen leicht unterscheiden lässt. Man hielt selbst bei Prachtbauten nicht auf durchlaufende Lagerfugen, man baute meist mit Bruchsteinen und eingelegten Quadern, benützte leicht zugängliches und leicht zu bearbeitendes Gestein und mauerte endlich mit dicken Mörtelbändern.

Die von Kaiser Heinrich II. zwischen 995 und 1020 errichteten Bauten, darunter die ältesten Theile des Bamberger Domes und die Heinrichsburg bei Abbach tragen keine Spur des geschilderten römischen Einflusses an sich und der von Heinrich auf obiger Burg ausgeführte Bergfried unterscheidet sich eben so sehr von dem Egerer, als dieser sich von den Barbarossabauten unterscheidet. Wir können richtiger Beurtheilung halber nicht umhin, eine kurze Beschreibung der mittelalterlichen Burgeinrichtung, der Thürme, Vorwerke und sonstigen Bestandtheile einzuschalten, wobei selbstverständlich nur von solchen Bauwerken die Rede sein kann, deren Anlage wenigstens dem zwölften Jahrhundert entstammt, weil die Burgen späterhin mit ihrer ursprünglichen Bedeutung als Gauwaffenplätze auch vieles von ihrem baulichen Charakter verloren.

Vergleichung einiger hieher bezüglicher Burgen der Donaulande und Böhmens.

Die germanischen Völkerschaften kämpften meist in offenen Feldschlachten, Mann gegen Mann, und es finden in der Geschichte der fränkischen Herrschaft nur wenige Belege, dass Verschanzungen angelegt und man sich bei Schlachten an Festungen angelehnt habe. In Frankreich selbst waren manche römische Kastelle vorhanden, die man benützte und so gut es ging, bei Neubauten zum Muster nahm: in Deutschland kannte man in alter Zeit nur die Wallburgen und verpallisadirten hölzernen Herrenhäuser, welche sich bei den Einfällen der Ungarn als unzulänglich erwiesen. Diese Feinde brachten Brandpfeile mit sich und richteten oft durch Feuer grössern Schaden an, als durch ihre Waffen.

Feuersicherheit wurde daher bald als Hauptbedingung einer Befestigung angesehen und weil man anfänglich nicht im Stande war, weitläufige steinerne Vesten anzulegen, errichtete man in den vorzüglichsten Waffenplätzen und Dynastensitzen die besprochenen grossen Thürme oder Bergfriede.

Der Bergfried ist daher regelmässig der älteste Theil einer Veste und seine Stellung am gesichertsten, wo möglich auch am höchsten Punkte wurde maassgebend für den ganzen Burgenbau. Dieser hatte den mannigfaltigsten Bedürfnissen zu entsprechen und erhielt in jedem Lande eine andere Ausbildung, wobei der Hauptthurm bald den Mittelpunkt bildete, bald isolirt an einen fast unzugänglichen Platz gerückt wurde, jedoch in früherer Zeit immer eine Hof- oder Landes-

burg bezeichnete. Ob dieser Thurm zuerst im Osten oder Westen des fränkischen Reiches in Gebrauch gekommen, ist unbekannt; da aber im alten Gallien die römische Baukunst nie ganz untergegangen war, bleibt es wahrscheinlich, dass die ersten Bergfriede hier und zwar gegen die Normannen errichtet worden seien.

Die Normannen selbst nahmen diese Einrichtung mit voller Entschiedenheit auf und verpflanzten sie unter Wilhelm dem Eroberer nach England, wo der Keep-tower oder belfry ohne weitere Anbauten bis in das späteste Mittelalter als Adelshaus gebraucht wurde.

In Frankreich hielt man sich mehr an die Überlieferungen vom römischen Kastell, als in einem andern Lande: man liess dem grossen Thurm, gewöhnlich Donjon genannt, seine ursprüngliche Bedeutung als Mittelpunkt der Veste und gab ihm mitunter kolossale Ausdehnung. Frankreich und England besitzen die grossartigsten solcher Anlagen, wie unter andern den Tower in London und Warwik-Castle, beide von Wilhelm dem Eroberer erbaut; dann Chateau de Coucy im Departement Aisne, Chateau Vincennes bei Paris und Chateau d'Arques im Departement der untern Seine, alle dem eilften Jahrhundert entstammend.

Deutschland hat keine so gewaltigen Bauwerke aufzuweisen wie obige, dafür fehlt es nicht an kühnen Dispositionen und zahlreichen Einzelbildungen, wie auch die Stellung des Bergfried eine wesentlich andere wird. In ihrer Configuration und äusserlichen Gestalt erscheinen die deutschen Burgen sehr mannigfaltig, obwohl den meisten beinahe derselbe Plan zu Grunde liegt und die Unterscheidungen nur durch Nebensachen oder Anbauten hervorgerufen werden.

Die deutsche Veste besteht regelmässig aus dem in Flügeln um einen rechteckigen Hof gelegten Herrenhause (dem Wohngebäude) und dem Hauptthurm. Diese Anordnung bildet den Kern, die eigentliche oder innere Burg, welche je nach den Erfordernissen der Örtlichkeit, nach Reichthum und Macht des Besitzers grösser oder kleiner gehalten und mit verschiedenen Vorwerken ausgestattet erscheint.

Gewöhnliche Ritterburgen verblieben ohne Vorwerke und man suchte sie durch natürlich feste Lage möglichst zu schützen: nur der Zugang wurde durch einen Graben und nöthigenfalls einen vorgeschobenen Thorthurm vertheidigt. In den meisten Fällen machte das Wohnhaus mit dem angebauten Thurme den ganzen Burghestand aus und die Umfassungsmauern des Hauses hatten zugleich als Wallmauern zu dienen.

Von dieser Anordnung machen nur die Wasserburgen (solche, die inmitten eines Sees oder Teiches erbaut sind) eine Ausnahme, indem diese an allen Ecken mit Thürmen flankirt sind, wogegen der Bergfried gewöhnlich fehlt. Dass dieser in ganz unabhängiger Stellung gebraucht wurde, wie in England, war in Deutschland nicht üblich: eben so wenig scheint die in Frankreich beliebte centrale Kastellform mit dem Dongeon in der Mitte diesseits des Rheins in Aufnahme gekommen zu sein.

Eigentliche Schlösser, Dynastensitze, Hof- und Landesburgen unterscheiden sich von den Ritterburgen nur durch grössere Ausdehnung und die Anlage von Vorwerken, wo dann die innere Burg durch besondere Thore und Ringmauern, manchmal auch durch einen Graben von der Vorburg abgeschlossen wird.

Diese letztere war oft sehr weitläufig und enthielt neben den Beamten- und Dienstmannenwohnungen, den verschiedenen Ökonomie- und Arbeitsräumen gewöhnlich die Kapelle, den Schlossgarten, den Tummelplatz und noch vielerlei Einrichtungen.

Die Anlage des Herrenhauses zeigt immer grosse Einfachheit: die Flügel des Gebäudes umschliessen entweder den Hof ringsum oder nur auf drei Seiten (in Hufeisenform); im ersten Falle wurde der Bergfried an die schmale Seite des Hauses angelehnt, im andern erhielt er seine Stellung an der offenen Seite des Hufeisens.

Die rheinischen Burgen sind meistens um einen sehr kleinen quadratischen Hof gelagert, wobei der Bergfried entweder an einer Ecke des Gebäudes steht oder etwas vorgeschoben und durch einen Mauergang mit dem Hause verbunden ist. Das malerische Element herrscht im Ganzen vor und der Hauptthurm zeigt bald viereckige, bald runde oder auch polygonale Grundform; der Durchmesser wechselt zwischen 24 bis 30 Fuss und übersteigt selten dieses Maas.

Längs der Donau, in der bayrischen Oberpfalz (dem alten Nordgau) und im angrenzenden Franken zeigen die Burgen ein einfacheres, nicht selten rohes Ansehen, sind aber gewöhnlich weitläufiger und besitzen grössere Thürme. Für unsern Zweck, Eger im Auge behaltend, sind selbstverständlich die in Bayern vorkommenden Anlagen von höherem Interesse, weshalb einige derselben näher besprochen werden sollen.

Unter allen bayrischen Burgen hat das Schloss Egg bei Deggendorf unweit der Donau seinen mittelalterlichen Charakter am besten erhalten. Ursprünglich ein Besitzthum der mächtigen Grafen von Bogen belehnten diese Herren schon im zwölften Jahrhundert ihren Ministerialen Thiemo mit der Burg Egg, nach welcher sich Thiemo's Nachkommen die Egger oder Ekker benannten. Die Burg hat Hufeisenform, an der offenen Seite steht der quadratische Bergfried, 31 Fuss im Durchmesser, 90 Fuss hoch und aus Granit erbaut. Der Thurm stand nach allen Seiten hin frei; an dem in der Höhe von 36 Fuss befindlichen Eingang waren Tragsteine vorgeschossen, was auf eine Zugbrückenverbindung deutet An der Basis ist der Bergfried massiv, etwas oberhalb beträgt die Mauerstärke 8 Fuss. Doppelte Ringmauern umgeben das Schlossgebäude, welches mit weitläufigen Vorwerken, einer Kapelle und einem besonders schönen Thorthurme versehen ist.[1])

Heinrichsburg bei Abbach (gewöhnlich Abbacher Burg genannt), drei Stunden oberhalb Regensburg an der Donau, wurde von Kaiser Heinrich II. erbaut, und zwar noch vor seiner im Jahre 1002 erfolgten Kaiserwahl, als er noch Herzog von Bayern war. Das Schloss stammt weithin aus dem Ende des zehnten Jahrhunderts, liegt aber schon seit dem dreizehnten Jahrhundert in Ruinen. Die Grundform der Burg scheint ein Quadrat mit geräumigem Hofe gewesen zu sein, der Bergfried stand isolirt am höchsten Punkte des Schlossberges in nordöstlicher Richtung hinter dem Wohngebäude, während die Vorburg die Westseite des Hügels einnahm und sich bis zur Donau herab erstreckte.

Der noch immer leidlich erhaltene runde Bergfried ist aus dem berühmten Abbacher Sandstein erbaut und unterhalb massiv,[2]) hält 36 Fuss im Durchmesser bei einer Höhe von annähernd 65 Fuss. Das Verliess mit 12 Fuss starken, inwendig ausgegossenen Mauern ist mit einem Kuppelgewölbe bedeckt, in dessen Mitte sich eine 4 Fuss weite Öffnung zum Hinunterlassen der Gefangenen befindet. Das erste Stockwerk enthält ein mit Lessenen dekorirtes, 20′ weites Gemach;

---

[1]) Schloss Egg, jetzt Besitzthum der Grafen von Armansperg, wurde seit dem Jahre 1840 bedeutend umgebaut, jedoch wurde der alterthümliche Bestand möglichst beibehalten.

[2]) Wo der Bergfried nicht auf festem Felsen gegründet werden konnte, wurde der unterste Theil gewöhnlich mit Mörtelguss ausgefüllt, um das Untergraben zu verhüten. Das Verliess musste alsdann überirdisch angelegt werden und der Eingang bekam höhere Stellung, wie er z. B. in der Heinrichsburg sich 36 Fuss über dem Burghofe befindet.

welches kapellenartig aussieht, weshalb man hier eine Doppelkapelle vermuthen wollte; dieses Gemach ist ebenfalls mit einer Kuppel überwölbt, oberhalb derselben sich ein im Jahre 1830 noch ziemlich wohlerhaltener Umgang und Zinnenkranz befand. Der Saalflügel war, wie die Grundmauern erkennen lassen, geräumig und scheint eine Länge von annähernd 48 Fuss bei einer Breite von 24 Fuss lichten Maasses eingehalten zu haben.

Die Vergleichung der Heinrichsburg und ihres Thurmes mit dem Egerer Bergfried ist besonders desshalb sehr lehrreich, weil die Erbauungszeit des ersteren genau bestimmt werden ist und man den Unterschied der Technik zwischen der früheren Zeit und dem eilften Jahrhundert deutlich wahrnehmen kann. Der Abbacher Thurm besteht der Hauptmasse nach aus Gussmauerwerk und ist mit mässig grossen Quadern von etwa 2' bis 2' 6" Länge, $1\frac{1}{2}$ Fuss Höhe überkleidet. Die Lagerfugen wechseln nach Willkühr, die Quader sind bossirt aber nur mit mässigen Vorsprüngen: der Mörtel zeigt ausserordentliche Härte und ist dick aufgetragen. Umgang und Zinnen, wie die Dekoration des Innern verrathen bedeutende Fortschritte sowohl in Bezug auf Technik wie Einrichtung im Gegensatze zum Egerer Thurme.[1])

Lechsgmünd, gegenüber dem Einflusse des Leches in die Donau, einst Sitz der berühmten Grafen von Lechsgmünd und Graisbach, gehört zu den ältesten Burgen Bayerns, wurde aber schon 1248 von den Regensburgern zerstört. Es haben sich nur ein etwa 10 Fuss hoher Rest des Hauptthurmes und einige Grundmauern des Saalbaues erhalten. Der Thurm war quadratisch, unten massiv, von Mauerguss mit Quaderverkleidung, scheint einen Durchmesser von 25 bis 28 Fuss eingehalten zu haben und stand südöstlich am Rande des steilen Schlossberges, angelehnt an den geräumigen Saalflügel. Die Ruine wurde von der Umgegend als Steinbruch ausgebeutet und soll in den letzten Jahren beinahe ganz abgetragen worden sein.

Vohburg, das Stammhaus der gleichnamigen Grafen, welche wir als muthmassliche Gründer von Eger kennen gelernt haben, liegt an der Donau auf einem mässig hohen Berge, der sich inmitten einer ungeheuren Moorebene, des Donaumoores, erhebt. Es haben sich weitläufige Ruinen erhalten, darunter ein prächtiger mit frühromanischen Ornamenten geschmückter Thorthurm, welcher die innere Burg abschloss, ein Theil vom Hauptgebäude mit einem runden, jetzt noch gegen 30 Fuss hohen Bergfried. Der Thurm stand frei, hatte einen Durchmesser von beinahe 30 Fuss, war im Untertheile massiv und scheint dem von der Heinrichsburg ähnlich gewesen zu sein. Über die Bauzeit von Vohburg fehlen alle Nachrichten, doch lässt schon die Lage auf sehr hohes Alter schliessen. Die innere Burg zeigt eine hufeisenförmige Anlage mit dem Bergfried neben der offenen Seite, der Saalbau hatte so ziemlich dieselben Dimensionen wie der Abbacher; doch lässt sich hier, obgleich der bestehende Theil ungleich bedeutender ist als dort, viel schwerer über die Anlage ein Urtheil fällen, weil nach dem Aussterben der Vohburger Grafen das Schloss lange Zeit hindurch von einer Nebenlinie des bayrischen Herzoghauses bewohnt wurde und allerlei Umbauten erfahren hat.

[1]) Der Abbacher Thurm wurde im Jahre 1830 vom Verfasser und seinen Freunden, den damaligen Baupraktikanten v. Pigenot und Hecht bestiegen und bei dieser Gelegenheit ward das längstvergessene kapellenartige Gemach wieder aufgefunden. Die Mähre von der entdeckten Thurmkapelle verbreitete sich bald in weiten Kreisen und erlitt die abenteuerlichsten Zusätze, welche auch in kunstgeschichtliche Werke übergingen. Weil die Besteigung des Thurmes sehr umständlich und kostspielig ist, haben seit jener Zeit nur wenige Besuche des Innern stattgefunden. Die im Regierungsauftrage von den genannten drei Architekten aufgenommenen Zeichnungen gelangten in den Besitz des historischen Vereins zu Regensburg, andere Aufnahmen sind nicht wieder gemacht worden.

Burglengenfeld, landesfürstliches Schloss an der Naab, mit einer hohen bedeckten Mauer umgeben, mit einem Thorthurme, Eckthürmen und hohem Hauptthurm versehen. Schloss Burglengenfeld wird schon ums Jahr 800 genannt und nach Aventin soll es von König Lothar den Söhnen Pipins zum Aufenthalt angewiesen worden sein.

Der runde Bergfried ist schlauker als die geschilderten, hat 25 Fuss im Durchmesser und war noch im Jahr 1836 gegen 75 Fuss hoch. Hier wohnte Otto der Grosse, Pfalzgraf von Wittelsbach und noch andere Glieder der bayrischen Herzogsfamilie. Die Mauerdicke konnte wegen angehäuften Schuttes nicht gemessen werden. Sonst ist Burglengenfeld leidlich erhalten, doch ist vom Saale keine Spur mehr vorhanden.

Winzer an der Donau soll von einer Dynastenfamilie Winzer im eilften Jahrhundert erbaut worden sein, war später Landesburg und wurde gegen Ende des 13. Jahrhunderts dem in Bayerns Geschichte vielberühmten Feldhauptmann Hartlieb von Puchberg zum Lehen gegeben. Im bayrischen Erbfolgekriege wurde Winzer 1744 und 1745 durch die Panduren zerstört und die Ruinen später von den Umwohnern als ergiebiger Steinbruch benützt. Im Jahre 1819 waren die Burgreste noch so schön, dass der bekannte Schriftsteller und Naturforscher Schultes in seinen Donaufahrten sagte, diese Ruinen allein seien eine Donaureise werth. Winzer gehört zu den weitläufigsten Burgen in Deutschland, war mit doppelten Erdwällen und gewaltigen, hie und da dreifachen Mauern umgeben, hatte an der Donauseite drei, an der Rückseite fünf Thürme, ein festes Thor und einen 40 bis 42 Fuss im Durchschnitt haltenden Bergfried, von Granit erbaut und quadratischer Grundform. Da der Schutt in der ganzen Ruine klafterhoch liegt, lassen sich ohne Ausgrabungen keine genauern Vermessungen aufnehmen.

Weissenstein, eine der vielen von den Grafen von Bogen errichteten Burgen ist desshalb von besonderem Interesse, weil das Schloss auf dem sogenannten Pfahl, einem meilenweit durch den Bayerwald sich hinziehenden Quarzgange erbaut ist. Es besteht nur der Thorthurm und der Bergfried, letzterer hat 27 Fuss im Durchmesser, bei quadratischer Anlage eine Höhe von 60 Fuss und war oben mit Zinnen versehen.

Noch haben wir der sehr wichtigen Burgen Hilpoldstein und Wolfstein zu gedenken, welche beide den Agilolfingern zugeschrieben werden und die in ältester Zeit als bayrische Grenzvesten zum Schutze des Nordgaues gegen das Vordringen der Römer errichtet worden sein sollen.

Das noch immer bedeutende Wolfstein erhebt sich auf dem langgestreckten und steilen Höhenzuge, der von Nord nach Süd die Oberpfalz durchzieht und das westliche Flachland weithin beherrscht. Die Burg hatte Hufeisenform, der Hauptflügel mit dem Saale lag westwärts und der Thurm an der gegen Norden geöffneten Seite. Dieser, der Bergfried, war im Untertheile massiv aus Mauerguss mit Quaderüberkleidung hergestellt, von quadratischer Grundform bei einem Durchmesser von 26 Fuss, hält im ruinenhaften Zustande noch eine Höhe von 36 Fuss ein, wobei der Eingang sich etwa 20 Fuss über dem Fussboden befindet. Der nicht gewölbte Saal, von welchem sich bis zum Jahre 1828 ansehnliche Reste erhalten hatten, war 42' lang und gegen 24' breit; die Aussicht von dieser Stelle ist entzückend und erstreckt sich bis ins Ries und an die fränkische Höhe. Im zwölften Jahrhundert gelangte das Schloss in den Besitz der Wolfssteine, wahrscheinlich Ministerialen des Scheyrischen Hauses.

Hilpoldstein wurde nach Aventin von Herzog Adelger, der in der Schlacht bei Zülpich 496 gefallen sein soll, gegründet, und zwar als eine Vorburg. Die eigenthümlich angelegte Veste besteht aus zwei, einen spitzen Winkel bildenden Flügeln, vor deren nördlichem der einzige Thurm etwas vorgelegt steht, und ist mit doppelten Mauern umgeben. Auf einem 150' langen und gegen 24' hohen Felsenblock erbaut, hat sich die Eintheilung grösstentheils dieser Grundlage angeschlossen und zeigt, da nur einige Reste der Umfassungswände noch bestehen, wenig Bemerkenswerthes; desto wichtiger ist der in der ganzen Höhe von 74' erhaltene Thurm. Dieser ist aus bossirten Quadern von sorgfältiger Fügung (wie der Egerer) erbaut, und bis zur Höhe von 10 Fuss, wo der Eingang sich befindet, massiv aufgemauert.

Der Durchmesser beträgt nur 19 Fuss und die Mauern sind unten $6^1/_2$ Fuss dick, so dass der untere lichte Raum nur 6' im Quadrat hält. Gegen oben verjüngen sich die Mauern an der Aussenseite in pyramidalen Linien, im Innern jedoch sind sie in gewöhnlicher Weise abgetreppt: der Obertheil von der Höhe von 40 Fuss an scheint neueren Ursprunges.

Einen eigenthümlichen Bergfried, der mit dem Egerer in mancher Beziehung steht, besitzt die Stadt Regensburg in dem sogenannten Heiden- oder Römerthurme. Derselbe ist quadratisch im Grundrisse bei 42 Fuss Durchmesser und einer Höhe von 85 Fuss. Die untere Mauerstärke beträgt 14 Fuss und besteht bis zur Höhe von etwa 18 Fuss aus ungeheuern, stark bossirten Granitquadern. Der Eingang wird durch einen Schwibbogen vermittelt, welcher von dem jenseits der Strasse gelegenen Gebäude, der ehemaligen Pfalz, hinübergesprengt ist. Oberhalb des Einganges, der 30 Fuss hoch über dem ehemaligen Niveau des Platzes liegt, erscheint der Bau mit eleganten Kuppelfenstern im romanischen Styl ausgestattet, der Untertheil aber soll römischen Ursprungs sein. Das Verliess ist in den Erdboden vertieft, das Gemach im ersten Stock enthält einen Kamin und scheint ehemals ganz wohnlich ausgestattet gewesen zu sein: darüber befinden sich noch drei Stockwerke. In diesem Thurme soll der bayrische Herzog Theodo im Jahre 580 durch den heiligen Rupert getauft worden sein, nachdem der obere Theil in eine Kapelle war umgewandelt worden. [1])

Der Saal, der zweitwichtigste Theil eines Schlosses nahm gewöhnlich den einen Flügel vollständig ein und befand sich immer in ziemlicher Höhe im ersten Stockwerk, der bel-étage. Die Einrichtung, dass eine Freitreppe, Grede, zum Saale hinaufführte, wie dieses an manchen rheinischen und französischen Burgen vorkam, bestand an den Donauburgen nicht; man begnügte sich mit der Wendeltreppe, welche unweit des Saales in einem Treppenthürmchen vorgebaut war. Auch Gänge, Corridore, waren nicht regelmässig im Gebrauch, man musste gewöhnlich durch die Gemächer von einem ins andere gehen. Wo Corridore vorkommen, ziehen sie sich an den schmalen Seiten des quadratischen oder hufeisenförmigen Baues hin, der Hofseite zugekehrt.

[1]) Über diesen Thurm berichten ausführlich die Chroniken von Gemeiner und Gumpelzheimer. Weil daran viele Steinmetzzeichen und geometrische Figuren vorkommen und zwar sowohl an den obern Parthien wie am Untertheil, wollen Manche annehmen, derselbe sei erst im 13. Jahrhundert gebaut worden. Indess sind viele der an den untern Quadern angebrachten Zeichen offenbar erst eingegraben worden, nachdem das Gestein um mehrere Zolle abgewittert war, so dass sich die fraglichen Steinmetzzeichen als eine der vielen Spielereien darstellen, welche sich die Bauleute oft erlaubten.

Reste besonders schöner Säle haben sich erhalten in Donaustauf und Dürrenstein: beide im romanischen Übergangsstyl, gewölbt und von Säulen unterstützt. Sie halten so ziemlich die gleiche Grösse ein, nemlich 24 × 40' bei einer Höhe von 20 Fuss. Der Saal in der Burg zu Egg ist mit einer getäfelten Holzdecke versehen; dieses war auch der Fall in den grossartigen Schlössern Trausnitz und Hohensalzburg. Die Holzdecke war die gewöhnlichere, und auch die Wände des Saales, wie der Zimmer (gaden, kemenaten) waren häufig mit Holzvertäfelungen überkleidet.

Der Saalflügel lag in der Regel zunächst am Bergfried und der Zugang zu diesem war nicht selten mit dem Saale in Verbindung gebracht, nemlich in solchen Burgen, wo ein Mauergang zum Bergfried führte. Der eigentlichen Wohngemächer hatte selbst eine grössere Hofburg trotz aller Weitläufigkeit nicht viele: nur ein oder zwei heizbare Zimmer besass die Hausfrau mit ihren Kindern und Dienerinen, für den Bedarf des Schlossherrn und seiner Gäste, die oft im Saale untergebracht wurden, mussten einige Kammern ausreichen.

Die Schlosskapelle lag meistens ausserhalb des eigentlichen Burggebäudes in einem Vorwerke, so in Egg, Hildegardsberg, Abbach, Winzer, Hals und überhaupt den meisten in der Oberpfalz und an der Donau liegenden Schlössern.

Die Vorwerke oder Vorburgen sind unendlich mannigfaltiger gestaltet als die eigentliche Burg, das Herrenhaus, weil hier die Örtlichkeit zunächst über die Form und Ausdehnung entschied. Vor dem äusseren Thore wand sich der Weg zwischen einigen kleinen Thürmen und Befestigungswerken, manchmal auch einer regelmässigen Barbacane hindurch: das Thor führte gewöhnlich durch einen Thurm; zwei Thürme neben dem Thore waren in diesen Gegenden nicht üblich. Innerhalb des Thores breiteten sich die Dienstmannen-Wohnungen, Ställe, Schuppen u. s. w. in unregelmässiger Stellung aus, so wie es die Beschaffenheit des Raumes zuliess. In manchen Ruinen, z. B. in Winzer und Vohburg kann man die Spuren von 40 bis 50 solcher Nebengebäude nachweisen; sie sind durchweg von rohester Form und bieten keinerlei Interesse. Dagegen kommt es öfters vor, z. B. in Burglengenfeld und Egg, dass sowohl die innere wie äussere Ringmauer mit bedeckten Gängen versehen ist.

Um dieser Vergleichung auch einige Beispiele böhmischer Burgenbauten beizufügen, da Eger zwischen der bayrischen Oberpfalz und dem innern Böhmerland gewissermassen eine unabhängige Stellung einnimmt, seien angeführt:

Rosenberg, im Südwesten Böhmens, Sitz der Grafen von Rosenberg, der mächtigsten Dynasten nach der Königsfamilie. Das Schloss ist auf drei Seiten von der Moldau umflossen und noch bewohnt, jedoch oft umgebaut worden. Der alte Bergfried liegt vom heutigen Schlossgebäude ziemlich entfernt, ist rund bei einer Höhe von 84 und einem Durchschnitt von 36 Fuss. Das Verliess ist in dem Felsen, worauf die Burg steht, bedeutend vertieft, die Mauern halten eine Stärke von 12' ein. Der Thurm ist crenelirt und mit einem Umgange versehen; die Anlage dieses Burgtheiles entstammt der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, das Schlossgebäude aber gehört der Hauptmasse nach dem fünfzehnten an. Saal und Kapelle liegen beide im Hauptstocke unter einem Dache.

Strakonitz an der Wotawa, unferne der bayrischen Grenze, wurde von den Herren von Strakonitz, welche den Titel Landgrafen führten, ums Jahr 1240 erbaut, hält Hufeisenform

ein, erlitt aber ausserordentliche Umänderungen. Der ziemlich erhaltene, isolirt stehende Bergfried hält bis auf unbedeutende Abänderungen die Maasse des obigen ein, hat aber einen viel weiter ausgeladenen mit Zinnen versehenen Umgang. An das weitläufige Schlossgebäude ist die Kenventualkirche der Maltheser angebaut, welchen Orden der Letzte des Geschlechtes 1336 zu Erben eingesetzt hatte.

Ellbogen, eine angeblich von den Vohburger Grafen angelegte Burg, über deren Erbauung keine Urkunden vorhanden sind. Von diesem Schlosse hat sich sonderbarer Weise die Aussenseite ziemlich erhalten, während das Innere völlig umgewandelt worden ist. Der Hauptthurm ist in die Burg eingebaut, hat 15' starke Mauern und einen schmalen Zugang über eine Felsenkante. Das ungemein malerische Ansehen der ziemlich roh angelegten Burg wird besonders durch die schlangenartigen Windungen des Egerflusses hervorgerufen.

Engelhaus unweit Karlsbad, eine der eigenthümlichsten Ruinen, liegt auf einem nach allen Seiten steil abfallenden Phonolitkegel. Über die Erbauung dieses Schlosses sind die sonderbarsten Sagen im Umlaufe, indem man sogar Karl den Grossen und den kühnen Roland damit in Verbindung bringt: einigermassen Begründetes ist nicht zu ermitteln, wenn auch Heber in seiner Beschreibung der böhmischen Burgen die Engelhaussagen ausführlich behandelt hat. [1])

Der Schlossfelsen erhebt sich senkrecht beinahe 500 Fuss über das Bergplateau der Umgebung und der Weg nach dem Thore windet sich im Halbkreise nur 3 bis 4 Fuss breit hinan. Vor dem untern Thore, welches sich in etwa der halben Höhe des Felsenkegels befindet, ist ein kleines in das Gestein eingehauenes Vorwerk angebracht. Durch das erste Thor gelangt man auf ansteigendem Wege nach der Dienstmannenwohnung, durch welche ein gewölbter mit zwei Thoren versehener Gang hindurchführt, so dass man vor dem Betreten des Schlosshofes drei Thore passiren musste. Der Schlosshof ist nach der Form des Felsens gegen 600 Fuss lang aber nur 150 breit und hier lag ziemlich in der Mitte auf der höchsten Stelle das rechteckige Hauptgebäude, nur 54 Fuss lang und 40 breit. Dieses Haus stand völlig isolirt und war ebenerdig durch eine Quermauer in zwei ziemlich gleiche Theile abgetheilt; der eine scheint den Saal gebildet zu haben, in dem andern befanden sich eine Treppe und ein überwölbter Raum. An der Ostseite des lang gezogenen Hofes, etwas tiefer als das Herrenhaus und von diesem 120' entfernt, stand der Bergfried, rechteckig, 27' × 21' mit 8' starken Mauern: neben diesem Thurme ein tiefer Keller, wahrscheinlich Verliess. Auf der gegenüberliegenden westlichen Spitze der Burgstelle, gegen 180 Fuss vom Hauptgebäude entfernt und ebenfalls tiefer liegend, befand sich das grösste Bauwerk, welches neben einem länglichen Saale auch die Schlosskapelle und verschiedene Gemächer in sich schloss. In der Querrichtung des Schlosshofes lag nördlich vom Mittelgebäude ein tiefer, jetzt ausgefüllter Brunnen, südlich ein halbkreisförmiger über die Ringmauer vorgebauter Altan. Die Ringmauern waren schwach und unbedeutend, weil auf keinem andern Wege als durch die Thore an ein Heraufsteigen zu denken ist. Engelhaus mit seiner besondern Einrichtung zeigt noch ganz die Form der Wallburgen und scheint weniger zum Familiensitz als zu militärischen Zwecken errichtet worden zu sein. Ob deutsche Grenzburg, wie Viele glauben, bleibt vor der Hand eine offene Frage. Das Materiale aller Baulichkeiten ist Phonolit, aus dem Burgfelsen gebrochen.

---

[1]) Heber, Die Burgen Böhmens. 3 Bd. S. 170.

Klingenberg am Zusammenflusse der Moldau und Wotawa, eines der grössten und schönst gelegenen Schlösser in Böhmen, gehörte zu den Landesburgen: die Erbauung wird den Tempelherren zugeschrieben. Klingenberg ist mit doppelten, hie und da dreifachen Mauern umgeben, war mit einem grossen Thorthurme und einer besondern, frei vor der Burg stehenden hohen Warte versehen. Der Bergfried ist viereckig und seltsamerweise jünger als die eigentliche Burg; er entstammt dem vierzehnten Jahrhundert. Der innere Schlosshof ist mit einem doppelt übereinanderstehenden Kreuzgang frühgothischen Styles umzogen, die Zimmer und Säle lagen im Quadrat um diesen Hof herum. Die geräumige Kapelle enthält sehr alte nur mit drei Farben abschattirte Malereien; der Kreuzgang ist gleichfalls mit Wandgemälden und Inschriften geschmückt.

Von dem alten Schlosse Pisek hat sich nur der 60 Fuss lange und 24 breite Saal erhalten, ein herrliches frühgothisches Werk mit bemalten Wänden und Gewölben. Die prachtvolle Schlosskapelle (eine Doppelkapelle) ist in neuester Zeit in einen Stall umgewandelt worden, und das mit alten Wandmalereien versehene Vorgemach am Saale wurde jüngst eingerissen, ohne dass man wusste warum. Der Rittersaal zu Pisek ist vollständig erhalten und im besten baulichen Zustand, der grösste Burgsaal in Böhmen, wenn man vom Egerer absieht. Indessen zeigt weder diese Burg noch irgend eine der genannten solche Verwandtschaft mit den Schlossbauten zu Eger, wie wir sie in Gelnhausen erblicken werden.

Nichts destoweniger bleiben die geschilderten Bauwerke diejenigen, welche für den hier gestellten Zweck die meisten Anhaltspunkte bieten: im Allgemeinen besitzen die böhmischen Burgen eine minder einheitliche Anlage und sind durchschnittlich neueren Ursprunges, als die in den angrenzenden deutschen Bezirken. Von Karlstein, dem berühmtesten der Schlösser Böhmens, kann hier keine Rede sein, da dieses eigentlich als geistliche Stiftung eingerichtet wurde. Die Kaisergemächer dieser Burg haben einige Ähnlichkeit mit dem Egerer Saalbau, doch war der grosse Saal in Karlstein nur 25 Fuss im Lichten weit, bei einer Länge von 60 Fuss. Der Bergfried, wenn man den grossen Thurm anders so nennen will, erhebt sich in fünf Stockwerken bis zur Höhe von 121 Fuss und bildet im Grundrisse ein Rechteck von 85 Fuss Länge und 57 Fuss Breite: er enthält im dritten Stockwerke die berühmte Kreuzkapelle, welche bestimmt war, die Reichskleinodien aufzunehmen. Neben dieser Kapelle enthielt Karlstein noch zwei Kirchen und eine zweite Kapelle, dann eine Vorburg und verschiedene ungewöhnliche Einrichtungen.[1])

[1]) Über Karlstein enthalten die Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Jahrgang 1862, Heft März und April, eine gründliche Beschreibung von Dr. F. Bock.

Die Bauten der Hohenstaufen auf der Egerer Burg.

Der Saalbau.

Nach dieser Abschweifung zu unserer Burg zurückkehrend, nehmen zuerst die an der Nordseite liegenden Ruinen des Palastgebäudes, Fig. B auf dem Situationsplan, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Der nur in den Umfassungsmauern erhaltene Theil des ehemaligen Palastes, welcher auf Tafel II im Grundriss und Längenschnitt dargestellt ist, hält eine äussere Länge von 156 Fuss bei einer Breite von 45 Fuss ein und lässt aus den Spuren der Kamine und Scheidemauern die alte Eintheilung mit ziemlicher Sicherheit bestimmen.

Die östliche grössere Hälfte dieses Raumes wurde durch einen Saal eingenommen, der im Lichten 81 Fuss lang und 33 Fuss 6 Zoll breit war. Die Höhe des Saales betrug 20 bis 21 Fuss: die Decke bestand aus Tafelwerk und war flach, an den Saal grenzten zwei Gemächer an, hinter denen eine grosse Küche lag.

Mit dieser genau nachweisbaren Eintheilung stimmen auch die verschiedenen Berichte über die Ermordung der Gefährten Waldstein's überein, welche ausführlich darthun, wie Kinsky und Illo im Saale fielen, Trzky drei Angreifer tödtete, dann den Gang erreichte und dort den Todesstreich erhielt, während Neumann in der Küche, wohin er geflohen war, ermordet wurde.[1])

In einem Berichte des Burgverwalters vom Jahr 1727 heisst es[2]): „Dass Wohngebäude ist überhaupt zum völligen Eingang geneigt und folgend gestalten angelegter zu sehen, nämlich linkerhand machet den Anfang die Hauptkuchel, ist aber schon völlig eingegangen, stehet nur noch die helffte des Dachs und Kamins; Neben d Kuchel ist ein altes Gemach und aus diesen soll vordessen auf die gegenüber nunmehro wüst liegende Wenzeslaus, oder, wie es im Egerischen Nennen, Winschlburg, eine lederne Brucken über die Eger gegangen sein. An diesen ligt dasjenige Zimer, worinnen die Schwedischen Konspiranten Tempore des Friedland Massakriret worden, derer Bluth in etlich Orthen an den höltzernen Tafelwerk noch gezeigt wird. Aus diesem Zimmer kommt man in zwei grosse Säle,[3]) worinnen etliche Unterschied von Brettern mit wällischen Kaminen versehen, in denen sonst die Egerischen Handwerksleut gegen Erlegung eines gewissen Geldes ihre Lustbahrkeiten gehalten, so aber dermalen in Abgang gekommen."

Nach einer andern im Burgarchiv vorfindlichen Notiz[4]) hatte der Saal drei hohe fünftheilige Fenster, jedes mit 4 Marmorsäulen versehen, an der Nordseite und ein zweitheiliges an der Ostseite; zwei hohe und weite Thüren führten in die anstossenden Gemächer und eine dritte zur Schlosskapelle.

Zwischen der Küche und dem Saale lagen also zwei Zimmer und ein Gang, dessen Breite nicht mehr angegeben werden kann, weil alle Scheidemauern nur aus Fachwerk bestanden.

---

[1]) Chronik der Rathskanzlei. Pelzel, Geschichte von Böhmen. Pröckl, Eger und das Egerland.
[2]) Pröckl, Eger und das Egerland.
[3]) Der Saal war im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts durch eine Bretterwand der Quere nach abgetheilt worden.
[4]) Pröckl, S. 74 im zweiten Theil des angeführten Werkes.

Der Saal lag ursprünglich 7 bis 8 Fuss über dem Burgplatze erhaben; jetzt ist das Niveau durch den vielen Schutt und die Planirungen bedeutend verändert worden, doch sind Spuren einer Freitreppe, die zum Eingang hinanführte, noch wahrnehmbar.

Unterhalb des Saales befanden sich, halb im Boden vertieft die Vorrathskammern, Dienerschaftsstuben und vielleicht auch die Stallungen. Diese Räume waren nicht überwölbt, sondern nur durch Balkendecken vom obern Geschosse geschieden, wie aus den zur Auflage der Balken vorgeschossenen Tragsteinen ersichtlich wird. Auch ein Gefängniss, nach dem obigen Berichte des Burgverwalters „das feegfeuer" genannt, war in diesem untern Geschoss angebracht. Ob die auf den alten Stadtplanen angegebene Fortsetzung des Saalgebäudes, welche auf unserem Situationsplan und Grundriss unter Fig. G eingetragen ist, zur alten Anlage gehörte und in künstlerischer Beziehung so ausgestattet war, wie der Saalbau, ist unbekannt. Zur Zeit als der wiederholt erwähnte Bericht verfasst wurde, scheint dieser Flügel schon zerstört gewesen zu sein.

Der Styl, in welchem der Saal und die angrenzenden Gemächer ausgeführt sind, ist der ausgebildete romanische oder Rundbogenstyl, wie er sich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ausspricht: Eckblätter an den Säulenbasen, Würfelkapitäler, gekuppelte Fenster, Abwechslung in den Detailbildungen bei Mangel an Motiven und der Umstand, dass alle Anklänge an die bald hereinbrechende Gothik fehlen, machen es beinahe zur Gewissheit, dass dieser Bau zwischen 1150 und 1175 ausgeführt worden ist.

Der Baumeister gehörte einer süddeutschen Schule an, wie sich aus der einfachen, ziemlich hart gezeichneten Ornamentik entnehmen lässt. Die nicht entfernt von Eger liegenden Klosterkirchen zu Reichenbach, Chammünster und Windberg, sämmtlich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaut, [1]) zeigen in ihren Dekorationen eine auffallende Verwandtschaft mit denen unseres Saalbaues, während die gleichzeitigen fränkischen Bauwerke eine viel gegliedertere Detailbildung aufweisen.

Baumaterialien kommen dreierlei vor, die Masse des Gemäuers besteht aus dem Thonschiefer der nächsten Umgebung, einem harten an der Witterung beinahe unverwüstlichen Gestein, die Eckverbandstücke, Thürpilaster, Tragsteine u. dgl. sind aus Granit gehauen, die Säulen mit ihren Basen, Kapitälern und Auskragungen aus weissgrauem Marmor von krystallinischem Gefüge.

Der grösste Schmuck des Saales bestand in seinen drei grossen, 17 Fuss breiten und sammt den Nischen 12 Fuss hohen Fenstern, jedes mit 4 Säulen geziert. Der Aufriss auf dem Blatte II zeigt die Fensterstellungen, auf Blatt III sehen wir die Säulen in ihren Einzelheiten. Jede Säule ist sammt Kapitäl und Basis 7' 6" hoch, der Schaft misst am untern Durchmesser 7, am obern $5^1/_2$ Zolle. Bemerkenswerth ist, dass die Kapitäler nach zwei verschiedenen Systemen behandelt sind und bald als ausgeladene Würfelkapitäle bald als Kragsteine erscheinen.

Das nur mit einer Säule versehene kleinere Fenster an der Ostwand und die beiden östlichen an der Nordwand haben Säulen mit Würfelkapitälern, auf welchen, wie in Fig. 1, Tafel III ersichtlich, die Vermittelung mit der Mauerstärke durch eine aufgesetzte Verkragung hergestellt ist. Fig. 2 stellt die Seitenansicht eines solchen Kapitäls dar.

[1]) Reichenbach, Benediktinerabtei am Regen, wurde 1118 von Theobald Grafen von Vohburg gegründet, die Kirche 1140 eingeweiht.

Chammünster bei Cham, Chorherrenstift, von Heinrich dem Heiligen 1016 gegründet, wurde um 1150 umgebaut.

Windberg, Prämonstratenserabtei, wurde 1142 begonnen und 1167 vollendet.

Das westliche Fenster an der Nordseite aber enthält keine Würfelkapitäler, sondern die Kragsteine sitzen unmittelbar auf den Säulen und erhalten desshalb grössere Ausladungen und Höhenverhältnisse, wie wir in Fig. 3, 4 und 5 erkennen.

Der im Grund- und Anfrisse gezeichnete Pfeiler des im Nebengemache am Saale befindlichen Doppelfensters, Fig. 6, ist durch zwei Würfelkapitäler von einfachster Form bekrönt; das Fenster selbst ist in eine 3 Fuss tief in die Mauer eingerückte Nische gestellt.

Die Mauerstärke in der Höhe des Saales beträgt 5, unterhalb 7 Fuss: die nördliche Hauptmauer steht am Rande des Felsens und bildete zugleich die Umfassungslinie der Burg: Vorwerke waren zur Zeit der Anlage nicht vorhanden.

An der nördlichen Saalmauer befinden sich die Reste von 2 grossen Kaminen, beide in den Nebengemächern gelegen, der eine in der Küche, der andere zwischen den beiden Wohnzimmern. In jedem dieser drei Gemächer befand sich ein rundes Fenster, vielleicht zur Ableitung der Dünste, vielleicht auch zur Beleuchtung, falls sich oberhalb ein Halbgeschoss befunden haben sollte. In der Küche wie im anstossenden Zimmer führt überall eine $2^1/_2$' breite und $6^1/_2$' hohe Thüre durch die Mauer und ausserhalb derselben sind immer zwei grosse Tragsteine befestigt, so dass der Glaube entstand, es seien hier Balkone herausgebaut gewesen. Mit diesen Thüren und angeblichen Balkonen wird die Sage von der ledernen Brücke, welche vom Schlosse nach der Wenzelsburg geführt haben soll, in Verbindung gebracht: in Wahrheit aber befanden sich an den fraglichen Stellen sehr prosaische Einrichtungen, welche man in guter Gesellschaft nicht zu nennen pflegt.

Ein Thurm fehlte diesem Gebäude gänzlich, wenn nicht ein Theil des abgetragenen Flügels, bei H, ein Thurm gewesen sein sollte. Jedoch war einst ein zweites Stockwerk aufgesetzt, welches aber schon um 1440 abgetragen und durch einen Fachwerkbau ersetzt worden ist.[1])

Auch dieser Fachwerkbau ist längst verschwunden, denn nach Ermordung der Waldsteinschen Offiziere wollte Niemand mehr im Schlosse wohnen und der Verfall griff mit auffallender Schnelligkeit um sich: vom Jahre 1655 an kommen jährliche Berichte über die Schadhaftigkeit der einzelnen Schlosstheile vor. Dazu kam, dass die Burg im Jahre 1647 den Burggrafen genommen wurde und an die Militärverwaltung überging, bei welcher sie auch trotz aller Vorstellungen der Burggrafen bis zum heutigen Tag verblieben ist. Zwar hatte Kaiser Karl der Sechste im Sinne, einen Theil des Gebäudes wieder in Stand setzen zu lassen und erliess 1729 den Befehl, [2]) eine Berechnung einzusenden: allein dabei blieb's, weil die Kosten zu hoch befunden wurden. Der Dachstuhl wollte 1740 einstürzen und wurde abgetragen, die Fachwerke fielen zusammen und zu Anfange unseres Jahrhunderts waren von der herrlichen Residenz, welche Hunderte von Königen und Fürsten beherbergt hat, nur die vier Umfassungsmauern übrig.

Nichts destoweniger machen diese dürftigen Überreste einen überwältigenden Eindruck, wenn man sich auch des Gedankens nicht erwehren kann, dass die Zierde der Ruinen, die Säulenfenster, in wenigen Jahren verschwunden sein werden.

---

[1]) So erzählen die meisten Chroniken Egers: die anonyme vom Jahre 1634, die von Engelhard, 1560, die Funk'sche, 1743, und die Eberhard'sche, 1718. Übrigens ist nicht glaublich, dass je ein anderes Stockwerk, als aus Fachwerken sich oberhalb des Saales befand.

[2]) Dieses Reskript befindet sich noch im Burgarchiv zu Eger.

Das Titelblatt I gewährt einen deutlichen Überblick der Burggebände, wie sie sich im Jahre 1863 befanden. Die Manern des Saalbaues sind an der Nord- und Ostseite vor einigen Jahren durch starke Strebepfeiler gesichert worden, zwei von den Fenstern aber, die 1840 noch ganz waren, haben ihre Säulen zum Theil verloren und drohen den Einsturz. Hinter dem Saalgebäude erhebt sich zur Linken die Kapelle und ganz im Hintergrunde der schwarze Thurm. Rechts erblicken wir den letzten der aus der Hussitenzeit herstammenden halbrunden Thürme mit einem Reste der beschriebenen Ringmauer.

Über Bauführung und Erbauer fehlen direkte Nachrichten, wenn sich auch der vollgültige Beweis herausstellt, dass nur Diepold III. Graf von Vohburg oder Friedrich III. Herzog von Schwaben, nachmaliger erster deutscher Kaiser dieses Namens, diesen Theil der Burg erbaut haben können.

Diepold III, Stifter der Klöster Reichenbach und Waldsassen war ein frommer und baulustiger Herr, der neben den genannten Klöstern mancherlei herstellen liess und 1146 als der Letzte der ältern Linie starb. Er hinterliess eine einzige ihn überlebende Tochter Adela oder Adelheid, mit welcher sich Friedrich von Hohenstaufen im Jahre 1149 vermählte. Friedrich liess sich zwar nach einigen Jahren von Adelheid scheiden, aber Eger blieb im Besitze der Hohenstaufen bis zu ihrem Untergange und die Stadt wurde nachher zur Reichsstadt erhoben. Gegen die Annahme, dass Graf Diepold der Erbauer sei, sprechen gewichtige Gründe: erstens hat Herzog Friedrich sein Beilager mit Adelheid nach übereinstimmenden Berichten[1]) nicht in der Burg, sondern im Rathhause zu Eger gehalten und es scheint also im Schlosse an geeigneten Lokalitäten gefehlt zu haben, um das Brautpaar zu beherbergen; dann ist gar nicht ersichtlich, zu welchem Zwecke der fromme Graf einen für damalige Zeit übergrossen Saal im eigentlichen Palaststyl, ohne Thürme und sonstige wehrhafte Ausstattung sollte hergestellt haben, um so weniger, da er sich nur selten in Eger aufgehalten haben soll. Auch die Ausstattung mit weissem Marmor[2]) stimmt nicht mit der in Bayern üblichen Bauführung überein, wo sich, wie z. B. an den ältesten Theilen der Trausnitz eher eine gewisse Dürftigkeit zu erkennen gibt.

Die Herzoge von Schwaben dagegen besassen in Franken ausgedehnte Besitzungen, wo sich ergiebige, schon im frühen Mittelalter bekannte Marmorbrüche befinden. Friedrich Barbarossa, der zur Zeit seiner Vermählung bereits im acht und zwanzigsten Jahre stand, hatte in seiner Jugend die Rheinlande, Italien, Konstantinopel und sogar einen Theil von Palästina gesehen, er trug weitgehende Plane in sich und erkannte sehr richtig in der Pracht ein Mittel zur Förderung seiner Plane. Er wusste zur Zeit seiner Heirath sehr gut, dass das ganze Land auf ihn als den künftigen Kaiser blicke, als solcher brauchte er keine mit vielen Mauern umgebene Burg, sondern einen offenen Palast, würdevoll und geräumig, mit einem zu grösseren Versammlungen genügenden Saale.[3])

[1]) Die meisten der im Anhange aufgezählten Chroniken enthalten diese Nachricht.

[2]) Der in Eger gebrauchte Marmor ist blaugrau, langgestreift und sehr hart. Er wurde jenseits des Fichtelgebirgs im Baireuthischen gebrochen, wo jetzt noch viele Marmorarbeiten gefertigt werden.

[3]) Das älteste Datum über die Burg zu Eger findet sich in Helmoldi presbyt. Boroviens. „Chronica Slavorum." Die Burg wird eine Kaiserburg (Castrum imperatoris) genannt, wo im Jahre 1183 Konrad, nachmaliger Bischof zu Lübek, Kapellan war. Näheres im geschichtlichen Anhange.

Wird durch diese Umstände die Wahrscheinlichkeit, dass Herzog Friedrich die Burg erbaut habe, schon sehr gesteigert, erhebt sie sich zur vollen Gewissheit, wenn wir das etwas später erbaute Schloss von Gelnhausen betrachten, welches Friedrich nach seiner Erwählung zum Kaiser ausführen liess. Die Erbauungszeit ist auch hier unbekannt, aber dafür ist erwiesen, dass das Gebäude ums Jahr 1170 nahezu vollendet werden ist.[1])

Bei Vergleichung dieser Schlossbauten stellt sich nach einiger Prüfung mit Gewissheit heraus, dass beiden ein und derselbe Plan zu Grunde liegt und dass der Bauherr hier wie dort dieselben Anordnungen dem Baumeister vorgeschrieben hat. Abgesehen vom Schlosshofe, dessen ähnliche Gestalt und Grösse Sache des Zufalls sein kann, sehen wir in Gelnhausen wie in Eger, dass die Umfassungsmauer des Saales zugleich die äussere Wallmauer der Burg ist, und dass der Saal bei weitem die grössere Hälfte des Gebäudes einnimmt. Die Maasse sind so, dass sich die beiden Plane nahezu decken: der Egerer Saal ist 80' lang und $33^1/_3$' breit, der Gelnhauser 78' lang und 35' breit; Unterschiede, die sich vielleicht nur aus dem ruinenhaften Zustande des Mauerwerks herschreiben. Beide Säle waren gleich hoch (gegen 20'), zu beiden führte eine zwischen 7' bis 9' hohe Freitreppe hinan, jeder hatte drei gekuppelte, mit Säulen gezierte Fenster an der Hauptfassade und eine flache Holzdecke.[2])

Um die Ähnlichkeit voll zu machen, stand hier wie dort eine rechteckige Kapelle von beinahe gleicher Grösse vor dem Saalbau, oberhalb desselben sich an beiden Orten ein leicht erbautes zweites Stockwerk erhob.

Wenn diese Belege nicht genügen sollten, könnte man beifügen, dass auch die Eintheilung der Wohnzimmer eine ähnliche war, dass überall die Wohnung links vom Saale ab lag und dass sogar die Maasse der Fenster und Thüren die gleichen Dimensionen einhielten.

Diese durchgehend gleichen Anordnungen können unmöglich von einem Baumeister ausgegangen sein, der den Egerer Palast kopiren wollte; sondern sie haben ihren Ursprung in dem Willen und den Angaben des Kaisers, der eine solche Einrichtung seinen Zwecken entsprechend befunden hatte. Dieses ergibt sich insbesondere aus den Detailbildungen, welche in Gelnhausen auf bedeutend höherer Stufe stehen und die Hand eines rheinischen Baumeisters beurkunden. Kaiser Friedrich liess in den Dekorationen seinem Architekten freie Hand, schrieb aber in Bezug auf Häuslichkeit und Bequemlichkeit seine Wünsche genau vor und wollte in Gelnhausen seinen Jugendgedanken in verschönerter Weise erstehen lassen.

Der Gelnhauser Palast ist 15 bis 20 Jahre jünger als der Egerer und zeigt mannigfache Annäherungen an den gothischen Styl. Der Kleeblattbogen über der Saalthüre, die Abfasungen der Fensterbogen und Mauerkanten, dann die Gewölberippen und Schlusssteine der Kapelle sind Zeichen der nähernden Gothik.

---

[1]) Über den Kaiserpalast zu Gelnhausen liegt eine reiche Literatur vor: Hundeshagen, der Kaiserpalast; Hope, essay etc.; Statz und M. Ungewitter, Abbildungen; E. Förster, Denkmale; B. Grueber, Sammlungen; Moller, Denkmale; Kallenbach, Atlas; Ruhl, Ansichten; Benkart, Reichspaläste; Alwin Schulz, Hofburgen.

[2]) Diese Maasse wurden vom Verfasser, welcher den Palast in Gelnhausen wiederholt besucht hat, im Jahr 1838 aufgenommen; dabei zeigten sich die Vermessungen von Hundeshagen ziemlich genau.

Die Doppelkapelle.

Über dieses Denkmal wurde seit dreissig Jahren so viel gesprochen, gestritten und gefaselt, dass es sich wohl der Mühe lohnen möchte, blos aus diesem Grunde eine richtige Darstellung ans Licht zu fördern.

Das Gebäude steht an der Südseite vor dem Saalbau, 10 Fuss von diesem und 5 Fuss von der östlichen Wallmauer entfernt. Die Länge der Aussenseite beträgt 51, die Breite 34 und die Höhe vom Sockel bis zum Dachgesimse 37 W. Fuss. Die Grundform ist rechteckig, die Disposition einfach und verständlich. Spätere Zuthaten und Umgestaltungen hat die Kapelle nur unbedeutende erfahren: zu diesen gehören das gothische Fenster im untern Presbyterium und das mit einem Kamin versehene Gewölbe neben der Wendeltreppe, welches sich nahe unter dem Dache befindet.

Die Eigenthümlichkeiten der Kapelle beruhen in der Ausführung und einigen seltenen Detailbildungen, dann in dem Umstande, dass sie für eine Doppelkapelle ungewöhnliche Grösse hat.

Da der Burghof bedeutend aufgefüllt worden ist, lässt sich das alte Niveau nicht genau bestimmen: gegenwärtig liegt der Fussboden der untern Kapelle $5\frac{1}{2}$ Fuss unterhalb des Hofplatzes. Nach Untersuchung des Sockels scheint die Auffüllung gegen 2 Fuss zu betragen und es war daher der untere Raum ursprünglich nur $3\frac{1}{2}$ Fuss in den Grund vertieft.

Jetzt führen inwendig 7 Stufen von dem nur mit einem Kreuz im Tympanum und einem Rundstab verzierten Eingange abwärts in die Unterkirche und aus dieser eine an der Nordseite eingebaute gerade Treppe in die obere Abtheilung.

Die untere Kapelle (Grundriss Fig. 7) ist vom Fussboden bis zum Pflaster der Oberkirche 17 Fuss hoch; die letztere hält im mittleren Schiffe eine Höhe von $22\frac{1}{2}$, im Presbyterium von 27 Fuss ein, vom obern Pflaster an gerechnet.

Die Anordnung ist so, dass der innere Raum durch eine Quermauer sowohl oben als unten in zwei ungleiche Parthien zerlegt wird, von denen je die östliche kleinere als Presbyterium oder Chor, die westliche als Schiff dient, welches sich durch 4 Säulen wieder in neun Gewölbeabtheilungen oder drei Gänge eintheilt.

Die perspektivische Ansicht Blatt IV zeigt die Kapelle von Westen angesehen in ihrer gegenwärtigen Gestalt. Das walmförmige Schindeldach wurde im Jahre 1818 durch den damaligen Stadtkommandanten und k. k. Oberst Ritter von Roll aufgesetzt, nachdem das Gebäude seit 1702 unbedeckt gestanden hatte. Diese Restauration, durch welche das den Verfall drohende Werk gerettet wurde, verdient um so mehr Anerkennung, als die Militärbehörde seit jener Zeit für die Erhaltung der Burg in dankenswerthester Weise sorgt, während die Vertreter der Städte in neuerer Zeit mit wahrhafter Erbitterung gegen Denkmale verfahren, wenn sie einiger Ausbesserung bedürfen.

Die älteste Dachbedeckung bestand aus einzelnen Giebeldächern, die den Lessenenabtheilungen entsprachen, einer sehr beliebten Dachanordnung, welche auch die Gothik beibehalten hat; der Dom in Paderborn, die Westseite der Jakobskirche in Regensburg und andere Kirchen sind auf diese Weise eingedeckt.

Zur Linken der Kapelle (Blatt IV) erblickt man den Palast, aus dessen Saale einst ein hölzerner Verbindungsgang nach der im obern Stockwerk der Kapelle befindlichen Thüre führte und das kirchliche Gebäude fast zur Hälfte umschloss. Der in der Mitte der westlichen Fassade angebrachte obere Eingang wurde zur selben Zeit vermauert, als man das Schindeldach aufstellte und zwar im Interesse der Erhaltung. Die Stellung der Tragsteine, welche in den Blättern IV, V, VI und VII ersichtlich ist, lässt die ehemalige Gestalt der Communicationsgänge vollständig erkennen.

Die Anlage der Fassaden, Fig. 9 und 10, lässt keinen Zweifel, dass das ganze Kapellenhaus nach einem und demselben Plane errichtet worden ist: die Lessenen ziehen sich vom Sockel hinan bis zum Dache und umspannen die einzelnen Fensterparthien mit Rahmen, indem sie oben und unten Wiederkehren bilden. Sonst bieten die Aussenseiten nur geringe künstlerische Entfaltung (schon deshalb, weil der hölzerne Gang einen grossen Theil der Kapelle verdeckte, konnte von einem gegliederten Fassadenbau nicht die Rede sein), jedoch suchte man durch abwechselnde Materialien und das dadurch hervorgerufene Farbenspiel dem Auge eine Entschädigung zu bereiten.

Die Mauerflächen bestehen aus Bruchsteinen von dunkelgrauem Schiefer, auf welchem sich die granitenen gelblichen Lessenen angenehm abschattiren: die Einfassung der erwähnten obern Thüre ist aus weissem Marmor sorgfältig ausgemeisselt, eben so das vorderste Fenstergewände an der Südseite, während die andern Gewandungen aus wechselnden Lagen von weissem Marmor und Granit oder Sandstein bearbeitet sind.

In den untern Kapellenraum eintretend zeigt das Schiff eine Länge von 27′ und eine Breite von 26 Fuss. Die vier Säulen, welche das Gewölbe tragen, stehen von Achse zu Achse 11 Fuss auseinander, nach dem Querschnitte gemessen.

Von den auf Blatt V enthaltenen Grundrissen wird durch Fig. 7 die untere, durch Fig. 8 die obere Kapellenabtheilung erklärt; die Konfiguration der Chorparthie ist überall also beschrieben, dass der mittlere Raum jenseits der den Chor abschliessenden Quermauer zu einem regulären Quadrat umgewandelt wurde, wodurch sich hinreichende Plätze für Sakristeien, Oratorien und Treppen ergaben.

Die in Fig. 7 im Schiffe eingetragene, an die Nordwand gerückte Treppe gehört, obwohl sie sehr alt ist, nicht der ursprünglichen Anlage an; die planmässige Treppe (eine Wendelstiege) führte aus dem untern linken Nebenraume bis über das Dach und war mit einem Glockenthürmchen bekrönt. Die Spuren dieser Wendelstiege sind jetzt noch im untern Stockwerke sichtbar, oberhalb ist sie bis zum heutigen Tage unversehrt geblieben, mit Ausnahme des längst verschwundenen Thürmchens.

Die Unterkapelle ist massenhaft gehalten und durchaus rundbogig; die 2 Fuss dicken und 9 Fuss 8 Zoll hohen Säulen würden mit ihren derb gegliederten Kapitälern plump erscheinen, wenn nicht die zierlichen Basen den Eindruck milderten. Zwei von diesen Kapitälern sind an den Ecken mit roh gezeichneten Köpfen, ein drittes mit verflochtenen Bändern dekorirt; das vierte verblieb glatt als Würfelkapitäl einfachster Form. In den Durchschnitten Blatt VI und VII werden die Säulenverhältnisse, im Detailblatte VIII die Kapitäle und Basen der Unterkirche entwickelt: Fig. 11 und 12 sind die beiden im Längenschnitte vorkommenden Kapitäle. Fig. 13 der zur Fig. 11 gehörige Säulenfuss, und Fig. 14 eines von den im Presbyterium an den Wandsäulen befindlichen Würfelkapitälen, von gleicher Gestaltung wie das erwähnte freistehende.

Die Öffnung im mittleren Gewölbe, welche die Unterkirche mit der obern verbindet, misst in der Längenrichtung des Hauses 7½, nach der Quere 8⅛ Fuss und ist oben mit einem eisernen Gitter umgeben. Die Gurten des untern Gewölbes traten ehemals um etwa 2 Zoll über die innere Fläche vor; durch die Reparaturen, welche seit 1818 vorgenommen wurden, hat die dick aufgetragene Mörteltünche den Gurtversprung abgeglichen.

Die obere Kapelle überrascht Jeden durch ausserordentlich zierliche Formen und prächtiges Farbenspiel, so dass man plötzlich in eine andere Welt versetzt wird und den Glauben gewinnt, dieser Theil sei in einer viel jüngeren Zeit erstanden. Dieses ist aber nicht der Fall, wie schon an den Aussenseiten ersichtlich wird und zwischen beiden Räumen liegt kein grösserer Zeitunterschied, als der, welchen eine langsame Bauführung erfordert.

Der Rundbogen ist in den Fenstern noch beibehalten, die mit reich gegliederten Rippen versehenen Gewölbe zeigen spitzbogige Bildung, wie sie schon im zwölften Jahrhundert sich von Frankreich aus nach Deutschland verbreitete und hier wie in England mit Entschiedenheit aufgenommen wurde. Dass bei einem Kaiserbau die neuen Formen gewählt wurden, darf uns nicht befremden: daher wäre im Vergleiche mit den ältesten Theilen der Kirche von Notre Dame in Paris und der Kathedrale von Canterbury die Behauptung nicht gewagt, dass die Egerer Kapelle noch bei Lebzeiten des Kaisers Friedrich I. ihre Vollendung erreicht habe.

Die ungewöhnlich schlanken Säulen des Schiffes, deren Schäfte bei einer Höhe von 10 Fuss 8 Zoll nur 11⅛ Zoll Durchmesser einhalten, bestehen aus reinem weissem Marmor, wie auch die Fenstergewände der langen und der Rundfenster mit diesem Materiale ausgelegt sind. Die Säulen sammt Kapitäl und Basis sind 15½ Fuss hoch, die Kapitäle einzeln 2′ 2″ hoch und 2′ 1″ breit, so dass das kubische Verhältniss noch zu Grunde liegt. Von den Säulen sind zwei rund, zwei achteckig: sie stehen sich so gegenüber, dass je eine runde und eine achteckige sich entsprechen (oder dass je die runden und die achteckigen in der Diagonale liegen).

Zwei von den hier vorkommenden Kapitälen tragen den eleganten Pflanzenschmuck, wie er in Franken (Bamberg, Ebrach, Heilsbronn u. s. w.) auftritt und in Fig. 17, Blatt IX wiedergegeben wird: die beiden andern in der Diagonale sich gegenüberstehenden Kapitäler enthalten sehr eigenthümliche Darstellungen und beziehen sich auf einander.

Da diese Bildwerke das meiste beigetragen haben, um über die Kapelle allerlei Fabeln in Umlauf zu bringen, wurden beide Fig. 15 und 16 in getreuen Abbildungen beigeschaltet.

Das zunächst des Altars befindliche Kapitäl, Fig. 15, erklärt sich ohne Mühe: wir sehen ziemlich gut gebildete Engelfiguren, ausgerüstet mit Gebetbuch, Weihrauchfass, Kreuz und Bischofstab, die gegen den Altar gewendet der heiligen Messe mit Andacht zuhören.

Auf dem anderen der Westseite zugekehrten (also vom Altare abgewandten) Kapitäle Fig. 16 erblickt man eine Teufelslarve, aus deren Rachen beiderseits schlangenartige Ornamente herverspinnen und um die Ecken herumwachsend an den Ohren zweier Figuren enden: Mann und Weib, welche beide ganz nackt sich in den unzüchtigsten Stellungen zeigen. Der schon bejahrte Mann kniet und ist beschäftigt, sein Glied aufzurichten: die Frau streckt die Beine auseinander und hält ein Stück Geld in der Hand.

Die Bedeutung dieses für eine Kirche so anstössigen Bildwerkes erhellt zunächst aus der Stellung, in der sich die beiden Kapitäler befinden, Engel mit dem Zeichen des Kreuzes und dem Gebetbuche weisen den Weg zum Himmel; auf der andern Seite aber lauert der Teufel und

bläst dem Menschen böse Gedanken ein, die zur Unzucht und in die Hölle führen. Es ist mit kurzen Worten Tugend und Laster dargestellt, in jener grobsinnlichen Weise, die sich in den deutschen und niederländischen Kunstschulen bis in das sechzehnte Jahrhundert erhalten hat.

Burkmayr, Scheuffelein, Lukas Cranach und Andere haben öfters durch einen alten Mann, der einer frechen Dirne Geld anbietet, den allgemeinen Begriff der Lasterhaftigkeit auszudrücken versucht: ähnliche Auffassungsweise sprechen auch die ältesten Darstellungen des jüngsten Gerichtes aus. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts kamen jene derben Spöttereien in Gebrauch, von denen kein Stand, am wenigsten der geistliche verschont blieb. Grob erotische plastische Bildwerke fanden sich an vielen Kirchen, so an den Cathedralen zu Strassburg, Basel, Regensburg u. a.; Stieglitz in seiner Geschichte der Baukunst zählt ein reichhaltiges Verzeichniss auf.

In Beziehung auf diese phantastischen Ausschreitungen sagt S. Boisserée [1]) sehr richtig: „Auf den ersten Anblick ist es freilich befremdend, solche Bildwerke an einem Kirchengebäude zu finden; wenn wir aber den Exorzismus bedenken, welchen die Priester bei der Taufe und andern heiligen Handlungen, so wie bei der Einweihung der Kirchen anwenden: wenn wir hören, dass sie bei der Einsegnung des Wassers und Salzes, womit sie das neue Gebäude besprengen, Gott bitten, alle bösen und unreinen Geister und alle Ungeheuer davon zu entfernen, um es unter den Schutz und Schirm der Engel des Friedens, der Keuschheit und Wahrheit zu stellen; wenn wir ferner die vielen Heiligenbilder betrachten, welche an den Strebepfeilern u. s. w. angebracht sind; so wird uns klar, warum der Baumeister das Fratzenhafte neben dem Edlen, das Wilde neben dem Friedlichen, das Unheilige neben dem Heiligen darstellte.“

Es soll übrigens nicht in Abrede gestellt werden, dass manchmal Anspielungen auf Ereignisse und Persönlichkeiten eingeflochten wurden und dass auch hier in Eger wenigstens theilweise ein geschichtlicher Vorgang angedeutet sein mag. Unter den Gründen, warum sich Kaiser Friedrich von Adelheid von Vohburg scheiden liess, wird auch die „minder strenge Tugend“ der Kaiserin angeführt und einige Geschichtschreiber beschuldigen die Adelheid geradezu des Ehebruchs, der jedoch nirgend erwiesen worden ist. Raumer sagt hierüber, dass die Verwandtschaftsnähe als Hauptgrund der Scheidung angegeben wurde, welche Kardinal Johann Orsini im Jahre 1153 zu Konstanz aussprach. „Wenn Friedrich die ihm als Heirathgut zugebrachte Stadt Eger nebst manchen andern Orten behielt und Adelheid, die Kaiserin, nachmals einen blossen Dienstmann, Dietho von Ravensburg (er war Ministeriale der Hohenstaufen) heirathete, so erregt dieses allerhand an die obige Beschuldigung erinnernde Bedenken.“ [2])

Da wir die geschichtlichen Verhältnisse vor der Hand unberührt lassen und nur den Sinn der in Rede stehenden Bildwerke erklären wollen, können wir nicht umhin eine Darstellung zu erwähnen, welche mit der egerer vielleicht in Beziehung steht.

Die Mailänder hatten nach der Schlacht von Legnano (29. Mai 1176) verschiedene auf ihre Kämpfe mit den deutschen Kaisern bezügliche Inschriften und Basreliefbilder an der Porta Romana in Mailand angebracht, darunter ein Bildniss der Gemahlin Friedrich des Ersten, von welchem Fiorillo [3]) folgende Beschreibung gibt: „Was die Figur der Kaiserin betrifft, sah man

---

[1]) Geschichte und Beschreibung des Domes von Köln, von Sulpiz Boisserée. Zweite Auflage, S. 77.
[2]) Fried. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. 2. Bd. S. 58.
[3]) Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste, II. Bd. S. 381.

sie in der unzüchtigen Stellung eines nackten Frauenzimmers, beschäftigt mit einer Schere gewisse Theile zu bescheren."

Der heilige Carl Borromaeus liess später dieses Gebilde aus Sittlichkeitsrücksichten abnehmen und es wurde sodann in einer Antikensammlung aufbewahrt: ob das Original noch existirt, ist mir nicht bekannt, die vorhandenen Abbildungen lassen eine rohe, mit der angeblichen Entstehungszeit und auch mit den Egerer Kapitälen übereinstimmende Arbeit erkennen.

Im geschichtlichen Anhange werden wir genöthigt sein noch einmal diese Parthie zu berühren, weshalb wir in der Beschreibung unserer Kapelle fortfahren.

Die Gewölbe der Oberkapelle sind spitzbogig und mit zierlich profilirten Rippen versehen, deren Form und Auslaufen durch die obere Ansicht einer Deckplatte, Fig. 18, ersichtlich wird; alle Bogen im Presbyterium wie im Schiffe ruhen in einer und derselben Kämpferlinie und ein reiches, gegen die Altarseite hin verkröpftes Sockelgesims umzieht die ganze Kirche.

Die Kapitäler der 9 Zoll starken Wandsäulen sind bald mit Ungeheuern und Pflanzenornamenten, Fig. 20 und 21, geziert, oder mit Männer- und Frauenköpfen, deren Haare in Ornamentenbildungen auslaufen. An dem Scheidebogen (Triumfbogen), welcher Schiff und Chor trennt, (Fig. 22, Blatt VIII im Grund- und Aufriss) tritt uns eine Reihe solcher Köpfe entgegen und bildet den einzigen Schmuck der dort befindlichen Halbsäulen.

Vier Stufen führen vom genau quadratischen, 28′ 6″ weiten Schiffe zum Chore hinan, der gleichfalls quadratisch 13′ 6″ weit und bis in den Gewölbescheitel 24′ 6″ (vom Chorpflaster an gemessen) einhält. Zur Linken des Chores befinden sich die schon erwähnte Wendeltreppe, deren unterer Theil abgebrochen wurde und eine kleine Sakristei; zur Rechten ein Oratorium, dessen doppelter Eingang von einer weissmarmornen Säule reinster Bearbeitung getragen wird.

Diese Säule, Fig. 19, ist im Ganzen 12′ hoch, 7′ 9″ entfallen auf den mit normännischen Zickzackstreifen verzierten Schaft, 2′ 3″ auf die Basa und 2′ auf das Kapitäl von ausgezeichneter Schönheit. Von Jugend auf eingenommen gegen jede Ornamentik, welche das senkrechte Anstreben der Säule beeinträchtigt, muss der Verfasser doch gestehen, dass diese im Oratorium befindliche Säule einen wunderwürdigen Eindruck macht und zu den Hauptmerkwürdigkeiten der Kapelle gehört, wenn auch nicht glaublich ist, dass eine Aneinanderreihung solcher Säulen einen angenehmen Eindruck gewährte.

Über die Wendeltreppe hinan gelangt man in ein kleines, mit einem Kamin versehenes Gemach, dessen Zweck unbekannt ist, das aber wahrscheinlich zu einer Schatzkammer oder einem Ankleideraum für den Priester bestimmt war: es trägt Spuren wiederholter Umbauung und soll dem Egerer Bürger Siegmund Wohn oder Wan zwischen 1458 bis 1477 zu alchymistischen Versuchen gedient haben. Über diesen Wohn finden sich weithin in der Gegend so viele und abentheuerliche Sagen verbreitet, dass ein zehnbändiger Roman ausgefüllt werden könnte.

Die Gewölbe der Oberkirche sind nicht wie v. Quast in seiner Abhandlung über Schlosskapellen [1]) angibt, nach dem Brande von 1270 neu aufgestellt worden, sondern es haben sich die ursprünglichen bis zum heutigen Tage erhalten. Beweis dessen ist der Triumfbogen, der die Form der Gewölbe bestimmt; hier findet sich nicht die leiseste Spur von einer wiederholten Aufstellung der Gewölbe, eben so wenig kann man dieses unter dem Dachraume gewahren. Was

---

[1]) Ferd. v. Quast: Über Schlosskapellen etc. Berlin 1852, S. 17.

aber das Alter der Gewölbe zur vollen Evidenz beweist, sind die Säulen mit ihren Kapitälern, welche sich in vollster Schärfe erhalten haben, als kämen sie aus der Steinmetzhütte. Wie wäre dieses bei weissem sich vollständig zu Kalk brennendem Marmor möglich? —

Nach dem Jahre des grossen Brandes (1270) aber können diese Säulen unmöglich gefertigt worden sein, denn die Wiederherstellung der abgebrannten Burgtheile erfolgte langsam und soll durch einen Burggrafen aus der Familie Junker bewerkstelligt worden sein. [1])

Da war aber der gothische Styl bereits in voller Blüthe und es hätte sich kaum ein Werkmann gefunden, der im Stande war, solche Kapitäle richtig auszuführen. Auch war die Burg nach dem Abgange der Hohenstaufen und nach dem erwähnten Brande nur ein einzigesmal im Besitze eines Herrschers, der solch kostspielige Anordnungen, wie die Aufstellung marmorner Säulen hätte durchführen lassen, nämlich Rudolf des Habsburgers, dessen Bauten einen ganz andern Charakter tragen.

Die Zeitbestimmung der Doppelkapelle wird sehr nahe gerückt durch eine von Friedrich II. ausgestellte Urkunde, worin dieser Kaiser sich als an einem heiligen Orte verbindlich macht, alle Rechte der Kirche zu beschützen; in dieser Urkunde heisst es: „actum in capella in castro Egrae anno Domini incarnati 1213, IV. idus Julii.“ Also 1213 hat die Kapelle bestanden und zwar in vollendetem Zustande, sonst hätte der Kaiser daselbst keine Urkunde [2]) ausstellen können; unsere Vermuthung, dass wenn nicht die ganze Kapelle, doch der grössere Theil unter Friedrich I. ausgeführt worden sei, kommt also der Wahrheit ziemlich nahe. Geweiht war die Schlosskirche dem heiligen Ehrhard, [3]) S. Martin und S. Ursula, doch wurden auch S. Maria mit den heiligen Jungfrauen darin besonders verehrt, wahrscheinlich weil Reliquien von diesen Heiligen vorhanden waren.

Von der alten Kircheneinrichtung hat sich nicht die mindeste Spur erhalten, doch lässt ein in der S. Jodokskirche befindliches Antipendium vermuthen, dass es aus der Schlosskirche herrühre; eine Beschreibung desselben folgt später.

Zum Schlusse dieser nicht ohne Absicht etwas ausführlichen Behandlung haben wir beizufügen, dass alle Gewölbe in der Kapelle, die untern wie die obern aus Bruchsteinen errichtet und 18 Zoll stark sind. Die Wandflächen im Innern sind mit rauhem Mörtelputz überzogen, die Gurte und Rippen, die Wandsäulen mit ihren Kapitälen und der umlaufende Sockel bestehen aus ziemlich feinkörnigem Granit von graugelber sehr angenehmer Farbe.

Der bauliche Zustand des Hauses lässt nichts zu wünschen übrig, durch einige sehr zweckmässige Reparaturen, die erst in neuester Zeit ausgeführt wurden, ist die Kapelle auf Jahrhunderte geschützt worden und es würde nicht die mindesten Anstände verursachen, sie nach Aufstellung eines Altars wieder dem Gottesdienste zu übergeben. Die Kapelle besass ehemals eigene nicht unbedeutende Stiftungen und ein in der Stadt gelegenes Haus; woher diese Stiftungen rührten und wozu jetzt die Zinsen verwendet werden, ist nach P. Grassold's Angabe unbekannt,

---

[1]) Nach einer im v. Junker'schen Familienarchiv zu Eger befindlichen Urkunde von 1295 wurde damals das Wappen der Junker an einer Säule der Burg angebracht; die Reparaturen scheinen sich auf die Dächer beschränkt zu haben, und mehr als die Dachungen dürften schwerlich bei dem Brande von 1270 zerstört worden sein, da die Burg zwischen 1280 und 1290 wiederholt von Kaiser Rudolf I. bewohnt wurde.

[2]) Diese Urkunde wird von Bzovius, annal. eccl. ad ann. 1212 etc. mitgetheilt. Auch Goldast und andere Schriftsteller führen dieselbe an.

[3]) P. A. Grassold, Beschreibung der alten Burg zu Eger. 1831.

da schon um die Zeit, als die Stadt Eger sich dem evangelischen Glaubensbekenntnisse zuwandte (um 1660) die Abhaltung des Gottesdienstes in der Kapelle aufhörte und sie überhaupt schon seit 1540 vernachlässigt worden war.

Wir berichtigen hier einige Irrthümer, die sich grösstentheils durch einen falschverstandenen Ablassbrief des Kardinals Philippus, dattirt vom Jahr 1475, in mehrere Chroniken[1]) eingeschlichen haben, als sei die obere Kapelle nach dem Brande von 1472 erbaut worden oder hätte damals grosse Beschädigungen erfahren. Aus einer genauen Beschreibung dieses Brandes, welche sich im Stadtarchiv befindet, geht vielmehr deutlich hervor, dass die Kapelle verschont geblieben sei, weshalb wir folgende Stelle ausheben:

„und das Fewr war so schnell als ein pfeyl von aym Armbrust von eynem Haws in das ander, also das die ayn seit bei sant Johanns bis an das Mültor gar abgeprannt ist, darzu auf den purkgraben, hinumb auch die ganz vorburgk überall, darzu das Slos ganz und gar aus, der thurn auf dem Slos auch, und oben in der Capellen hatten sie es erlescht, aber die ober Sakristei hat gepronnen, vnd Messgewand und Bücher darin verdorben, vnd die Lewt sageten, das an dreyenmal die glock vf dem alten Slos in der Capellen sich allein gelaitet hat, vnd nymand war dabay“ etc. —

Der hunderttägige Ablass, welchen Kardinal Philipp jenen verspricht, welche zur Wiederherstellung der S. Erhardi-Kapelle auf dem Egerer Schloss beitragen, bezieht sich daher nur auf die innere Einrichtung der Kapelle, die vom Feuer zerstörten hölzernen Gänge und dergleichen Nebendinge.

Übersicht der Schlossbauten und Verwaltung.

Im Überblicke der Schlossbauten haben wir kennen gelernt, dass der Saalbau und die Kapelle einem einheitlichen Plane angehören und dass diese Bauten ziemlich gleichzeitig zwischen 1150 bis 1200 aufgeführt worden seien: wir haben also einen kaiserlichen Palast oder eine Pfalz vor uns, und als solcher ist die egerer Burg stets ein Eigenthum der römischen Kaiser und Könige verblieben, bis die Stadt an die Krone von Böhmen verpfändet worden ist.

Das Schloss wurde im Namen des Kaisers (später des Königs von Böhmen) durch Ministerialen oder Burggrafen verwaltet, in ältester Zeit wahrscheinlich durch die Ministerialen, welche sich de Egere schreiben und von denen Albertus, Chunradus, Oudalricus et frater ejus Pilgrimus, Adelhalmus, Gerungus und Fridericus als Zeugen angeführt werden.[2])

Der erste Burggraf Namens Iaross wurde von König Ottokar II., welcher Eger auf kurze Zeit inne hatte, eingesetzt: über die Verwaltung unter Kaiser Rudolf I. und seinen Nachfolgern fehlen Angaben und erst mit dem Jahre 1336 erscheinen wieder Burggrafen, anfänglich deutschen Geschlechtern angehörend, so: Sparuck, Raghan, Nothhaft, Plank, Costoblat, von der Weyda u. a. Dann wechseln böhmische und deutsche Geschlechter und es erscheinen vom Jahr

[1]) Die Chroniken von Eberhard und Salomon Gruber schreiben den Bau der Oberkirche dem erwähnten Sigmund Wohn zu.

[2]) P. Grassold, Beschreibung der Burg zu Eger.

1359 anstatt der Burggrafen bald königliche Richter, bald Hauptleute, wie: Bohuslaw Schwannberg, Kittlitz, Wetzlasdorf, Prostihor, Schwab, Riesenburg, Landgraf Johann von Leuchtenburg, Zdymir von Czedlitz, Jenewitz u. a.; bis im Jahr 1401 der Bürgermeister von Eger mit der Würde eines Burgpflegers betraut wurde. Von nun an sind es grösstentheils Geschlechter aus Eger und Umgegend, welche bald unter dem Titel von Pflegern bald als Burggrafen das Amt verwalten, namentlich die Rorer, Prantner, Selb u. s. w., bis im Jahr 1428 die Stadt Eger die Burgpflege um 300 Schock böhmische Groschen erkauft und den Bürgermeister Niklas Gumerauer zum Pfleger und Richter erwählte. Diesem folgen eine lange Reihe von Jahren hindurch die Grafen Schlick, ursprünglich ein egerer Patriziergeschlecht, von welchem bis zum Jahre 1540 nicht weniger als zehn den Burggrafenposten bekleideten. Hans Sebastian von Zedwitz (1574—1592) war einer der letzten Burggrafen, der erweislich noch das Schloss bewohnte; Burggraf Stefan Georg Graf Sternberg bewohnte das Schloss nicht mehr und trat sein Amt gegen Bezahlung von 7500 Thalern der Stadt im Jahr 1600 auf 20 Jahre ab, worauf König Friedrich (der sogenannte Winterkönig) vom Jahr 1620 an die Verwaltung der Burg gegen Vorausbezahlung von 15000 fl. auf weitere 30 Jahre bestättigte. Nachdem die Burg im Jahr 1642 von der Krone wieder eingelöst worden, erhielt Baron Wilhelm von Metternich 1644 die Burggrafenwürde, diesem folgten 1652 Philipp Emerich Graf Metternich, 1700 Anton Graf Nostitz auf Falkenau, bis mit Leopold Grafen von Clary und Baron de Fin die Reihe der Burggrafen 1774 abschliesst und die Verwaltung den Kreishauptleuten zugewiesen wurde.[1])

Wie das Schlossgebäude als Theil der ehemaligen Festung Eger an die Militärverwaltung gekommen, wurde schon angegeben, und es bleibt nur beizufügen, dass der Burghof in den letzten Jahrzehenten zu einer wunderschönen Gartenanlage umgeschaffen wurde und dass die Burg von den Kurgästen aus Franzensbad sehr viel besucht wird. Dieser letztere Umstand scheint insbesondere mitgewirkt zu haben, dass die Ruinen erhalten blieben und sich jetzt der wünschenswerthen Vorsorge erfreuen.

Entstehung und Zweck der Doppelkapellen.

Ehe wir von der Burg scheiden, haben wir noch die Doppelkapellen in ihrer Bedeutung als kirchliche Einrichtungen zu erörtern, da gerade die Egerer als Muster eines derartigen Gebäudes von den Kunstforschern aufgestellt worden ist. Wie schon der Name besagt, versteht man unter Doppelkapelle oder Doppelkirche zwei in Stockwerken übereinanderstehende kirchenartige Räume, welche öfters (aber nicht immer) durch eine im Gewölbe des Unterbaues befindliche Öffnung miteinander verbunden sind.

Da die meisten und bekanntesten dieser Kapellen sich auf Burgen vorfinden, lag die von Stieglitz zuerst gegebene Erklärung nahe, dass der obere Raum für den Burgherrn, der untere für die Dienerschaft bestimmt war.[2]) Mit dieser Ansicht stimmt auch der Umstand überein, dass der Oberbau in der Regel zierlicher und leichter, als das untere Geschoss gehalten ist.

[1]) Michael Schlecht, Archivar der Stadt Eger, gibt in seiner Chronik ein beinahe vollständiges Verzeichniss der Burggrafen. Dieses Verzeichniss theilt auch P. A. Grassold in seiner Beschreibung der Burg mit.

[2]) Stieglitz, Beiträge zur Geschichte der Baukunst. II. Bd. S. 77

Auch H. Otte, einer der scharfsinnigten Forscher, spricht sich in seiner Archäologie und seinem Wörterbuche [1]) dahin aus, dass Mangel an Raum als Hauptursache der Doppelstellung anzusehen sei. So sagt er: „Im Fussboden der den Hauptraum bildenden obern Kapelle ist eine Öffnung angebracht, um auf diese Weise für das im untern Raume versammelte Burggesinde die Theilnahme am Gottesdienste möglich zu machen."

Dieser Ansicht treten v. Quast [2]) und Weingärtner [3]) entgegen, von denen der erstere in den Doppelkapellen „den Ausdruck des Einflusses der weltlichen Macht auf die geistliche" erblicken will, während der andere sie als kirchliche Thurmbauten mit Grabkapellen erklärt. (Also verstehe ich den Gesammtinhalt der etwas verworrenen und nicht von leidenschaftlichen Ausbrüchen freien Schrift über den christlichen Thurmbau, welche übrigens ein anerkennenswerthes Materiale enthält.)

Da beide Schriftsteller sich häufig auf Eger beziehen, würde der Verfasser vorliegender Abhandlung sich eine schwere Vernachlässigung zu Schulden kommen lassen, wollte er nicht das hieher Bezügliche anführen.

Vor allen Dingen fällt die sonderbarliche Einleitung auf, mit welcher Quast die Egerer Kapelle anführt: „Als ich vor 26 Jahren die erste Doppelkapelle zu Eger entdeckte etc."

Das klingt ja, als läge Eger auf einer bis dahin unbekannten Insel und die Leute daselbst hätten sich bei Quast's Ankunft [5]) in jenem glücklichen Naturzustande befunden, welchen Cook seiner Zeit auf Neu-Seeland getroffen hat.

Abgesehen davon, dass Stieglitz bereits im Jahre 1823, im Jahresberichte des Thür. Sächs. Alterthumvereins die Doppelkapelle zu Freiburg besprach, abgesehen dass Reindel, Heideloff, Wilder und andere Nürnberger Künstler längst Zeichnungen und Beschreibungen über die dortige doppelte Burgkapelle veröffentlicht hatten, ehe v. Quast die Egerer Kapelle entdeckt haben will, hat in Bezug auf diese bereits P. Grassold in seiner schon im vorigen Jahrhundert zusammengestellten Schrift folgendes, wie man sieht ganz richtige Urtheil ausgesprochen: „Da man aus dem grossen Saale der Burg auch in diese obere Kapelle kommen konnte, so lässt sich nicht ohne Grund schliessen, dass diese für den Hofstaat und die Beamten, so wie die untere blos für das Volk bestimmt war, welches zwar den am hohen Altare der obern Kapelle stehenden Priester nicht sehen, aber durch die Öffnung hören konnte. Vier grössere Fenster, ein rundes gegen Abend über der mittlern obern Kirchenthür, drei gegen Mittag gewähren dieser obern Kapelle mehr Licht als der untern. [6])

In ähnlicher Weise wie Grassold (dessen Bitten zunächst den Oberst von Roll bewegten, die Kapelle eindecken zu lassen) hatten sich die um Egers Geschichte und Denkmale ver-

[1]) Otte, Archaeol. S. 5. — Archäologisches Wörterbuch. S. 30.

[2]) Ferdinand von Quast, Über Doppelkapellen etc. Berlin 1852.

[3]) Wilhelm Weingärtner, System des christlichen Thurmbaues. Göttingen, 1860.

[4]) v. Quast, an obigem Orte. S. 16.

[5]) Was den Zeitpunkt betrifft, in welchem Quast seine ersten Untersuchungen über die Egerer Doppelkapelle anstellte, scheint dies um das Jahr 1828 gewesen zu sein. Im Jahre 1830 besuchte ich zum erstenmale Eger und erfuhr Quast's Anwesenheit durch den Burgwärter, der mir erzählte, wie vor zwei Jahren ein Künstler aus Berlin die Kapelle untersucht habe.

[6]) Beschreibung der alten Burg zu Eger. Ein Nachlass des Pater Anton Grassold, jubilirten k. k. Professors zu Eger. Eger 1831.

dienten Männer, Pröckl und Grüner [1]) längst vernehmen lassen, ehe Quast mit seiner Entdeckung hervortrat.

Die angeblichen Volkssagen, welche Weingärtner und Quast anführen, als hätten im untern Theile der Egerer Kapelle die gefangenen Türken, im obern die Christen ihren Gottesdienst gehabt und dass auf den Bau ein drittes, weltlichen Zwecken gewidmetes Stockwerk aufgesetzt gewesen wäre, sind in Eger unbekannt: dass man früherhin an heidnischen Ursprung glaubte, ist bei der Seltsamkeit der Bildwerke nur allzu verzeihlich; dieses geschah überall, wo grössere figürliche Zusammenstellungen aus der romanischen Periode vorkommen.

Den Zweck der doppelten Kapellenstellung haben, soweit es Eger betrifft, P. Grasseld und Otte ganz richtig ausgedrückt: denn die untere Kapelle mit ihrem bequemen Zugange vom Hofe aus und ihrer geringen Vertiefung in die Erde war niemals zur ausschliesslichen Grabkapelle bestimmt, wie Weingärtner glaubt, sondern diente dem allgemeinen Gottesdienste. Auch die Annahme eines Familienbegräbnisses kann hier nicht stattfinden, da Barbarossa eine Pfalz und keinen Wohnsitz erbauen wollte, von den vielen Schlössern der Hohenstaufen aber nur eines die Gruft enthalten konnte.

Indessen war bei manchen Doppelkapellen der Gedanke, eine Familiengruft zu errichten, ohne Zweifel verwaltend, wie überhaupt verschiedene Gründe mitgewirkt haben, diese Gebäude in Aufnahme zu bringen. Die Anordnung von doppelten Begräbnisskapellen hat sich bis in die neueste Zeit erhalten und lässt sich selbst in der Barokzeit nachweisen. So erbaute unter andern der Baurath Karl Keim um 1830 in Regensburg für die Fürsten von Taxis eine Doppelkapelle als Familiengruft, in welcher sogar die Öffnung im obern Fussboden nicht fehlt; die Öffnung hat hier den Zweck, den in der Oberkirche eingesegneten Sarg in die Gruft versenken zu können. [2])

Die erste Anregung zur Errichtung von Doppelkapellen mochten allerdings die Confessionen und Krypten gegeben haben, die sich in den altchristlichen und romanischen Kirchen finden und entweder das Grab eines heiligen Märtyerers oder wichtige Reliquien enthalten: im Burgenbau jedoch, wo die Örtlichkeit alle andern Fragen überweg, konnte dieses Motiv nur untergeordnete Geltung haben.

Die in verschiedenen Kirchen und Kirchthürmen vorkommenden, in Stockwerke abgetheilten Kapellen, welchen Weingärtner denselben Ursprung wie den besprochenen Doppelkapellen zuerkennen will, hatten manchmal den Zweck, Familienbegräbnisse aufzunehmen, wie z. B. die doppelte Piseker Kapelle in der St. Barbarakirche zu Kuttenberg; anderwärts sind sie verschiedenen Heiligen geweiht, so wie auch jede einzelne Kapelle bei dem Umgange einer Cathedrale einem besondern Heiligen gewidmet ist und einen dieser Widmung entsprechenden Altar besitzt. Eine nähere Verwandtschaft zwischen den stockwerkartigen, in Kirchen befindlichen Bauwerken, welche oft Oratorien gewesen sein mochten, und den doppelten Burgkapellen vermögen wir nicht aufzufinden, als dass beide kirchliche Anlagen waren. Eben so wenig können die nicht selten

[1]) Vinzenz Pröckl, Archivar der Stadt Eger, hat durch sein 1845 erschienenes, oft angeführtes Buch über Eger und Egerland bewiesen, dass er eine lange Reihe von Jahren mit seinem Gegenstande beschäftigt war.

Jos. Grüner, Rath und k. k. Conservator des Egerkreises, ist in weitesten Kreisen bekannt durch seinen Briefwechsel mit Göthe.

[2]) In dieser Kapelle befindet sich die berühmte Christusstatue von Danecker.

doppelt übereinander gethürmten Karner (Carnaria, Karcher, Beinhäuser) zu den Doppelkapellen gezählt werden, wenn man anders den bisher in der Kunstgeschichte üblichen Sprachgebrauch beibehalten will. Nach Weingärtners etwas zu allgemein gehaltener Definition könnte man jede mit einer Empore oder einem obern Umgange versehene Kirche eine Doppelkirche nennen. Eger besass auch einen solchen doppelten Karner, weshalb wir die Burg verlassen und unsere Aufmerksamkeit diesem seit 1827 verschwundenen Gebäude zuwenden.

Die St. Michaels- oder Karnerkirche.

Dieses Kirchlein befand sich an dem nordwestlichen Abhange des Berges, auf welchem die Hauptpfarrkirche des heil. Nikolaus steht und war eine Filiale derselben, darin die Todtenmessen bis zum Jahre 1784 gelesen wurden. Sie gehörte dem ehemaligen, um die Pfarrkirche herumliegenden Friedhofe an und bestand aus zwei übereinanderstehenden gewölbten Räumen, von denen der untere im Boden vertieft war und Todtengebeine enthielt. In der Oberkirche hatte die deutsche Bruderschaft Maria Verkündigung ihre Andachten, ausserdem wurden darin die Vigilien und gestifteten Seelenämter abgehalten. Die Gebeine wurden schon 1687 ausgeräumt, die Sperrung war eine Folge der von Kaiser Josef II. erlassenen Verordnungen und mochte zugleich den Wünschen des Magistrats entsprechen, dem damals die Erhaltung allzu vieler Baulichkeiten oblag. Die Grundform war rechteckig, soviel aus den Berichten der Augenzeugen zu entnehmen, etwa 30 Fuss lang und 20' breit: sie schloss gegen Osten mit einer halbkreisförmigen Abside ab und war also im romanischen Styl gehalten. Pröckl[1]) glaubt, jedoch ohne Belege anzugeben, dass die Karnerkirche, worin nach seiner Meinung die Fuhrleute (Karner) ihren Gottesdienst gehalten haben, schon vor der Nikolaikirche bestanden habe: indess lässt der Umstand, dass sie dem Erzengel Michael geweiht war, keinen Zweifel, dass sie als ein der Pfarrkirche beigeordnetes Todtenhaus entstanden sei.[2])

Der Eingang in den untern Raum befand sich an der Westseite, der andere in die Oberkirche führende an der Südseite; eine Verbindung beider Räume durch eine Öffnung des Gewölbes war nicht vorhanden. Im Jahre 1809 brannte der obere Theil ab, und wurde nicht wieder aufgerichtet, sondern im Jahre 1827 abgetragen und der Platz eingeebnet; die untere Kapelle soll hiebei unverletzt geblieben sein und sich noch jetzt im alten Stande unter der Aufschüttung befinden. Die beiläufige Grundform wurde Fig. 23 wiedergegeben, so wie sie sich aus den Beschreibungen zusammenstellen liess.[3])

---

[1]) Pröckl, Eger und Egerland, II. Bd. S. 114.

[2]) Die Karner, Beinhäuser, waren in der Regel dem Erzengel Michael, die Taufhäuser dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht; Name, Örtlichkeit und Grösse stimmen überein, dass hier nichts anderes als ein Beinhaus bestanden habe.

[3]) Eberhard erzählt in seiner Chronik, dass an der Stelle der Karnerkirche einst eine Räuberhöhle gewesen sei, welche die Egerer Tuchknappen erstürmt und später daselbst ein Kirchlein erbaut haben.

Die Dekanalkirche St. Nikolaus und St. Elisabeth.

Diese Kirche gehört drei verschiedenen Bauperioden an, und zwar so, dass die je in einer Weise ausgeführten Theile in keinem organischen Verbande mit den übrigen stehen. Die beiden Thürme sind vor dem grossen Brande von 1270 erbaut worden und im romanischen Übergangsstyle gehalten: das Presbyterium mit dem aus dem Achteck gezogenen Chorschlusse gehört der vollkommen ausgebildeten frühen Gothik an und wurde noch am Ende des dreizehnten Jahrhunderts in gegenwärtiger Form hergestellt; das Schiff endlich, welches unzweideutige Spuren der spätgothischen in Böhmen blühenden Kunstrichtung offenbart, schreibt sich aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Sonderbarerweise hat sich der westliche Eingang (das Hauptportal) in seiner ältesten romanischen Form erhalten, eben so ein Theil des nördlichen Eingangs, so dass es möglich wurde mit Hilfe einiger Ausgrabungen die ursprüngliche Gestalt der Kirche mit allen Einzelheiten zu bestimmen.

Da die drei Parthien, Schiff, Presbyterium und Thürme sich strenge von einander absondern, wurde es zweckmässiger befunden, vom alten Bestande einen besondern Grundriss Fig. 24 beizufügen, statt durch verschiedene Schattirungen, die leicht zu Irrungen Anlass geben, die Bauperioden auszudrücken.

Die gegenwärtige Grundform, Blatt X, Fig. 25 zeigt eine durch 6 runde Säulen (3 auf jeder Seite) und 2 kreuzförmige Pfeiler in drei Schiffe abgetheilte rechteckige Halle mit ungewöhnlich breiten Seitenschiffen, indem diese 32 Fuss, das Mittelschiff aber nur 29 Fuss von den Achsen der Säulen an gerechnet messen.

Die drei Schiffe halten gleiche Höhe ein, weshalb diese Anlage den Hallenkirchen beizuzählen ist; das Schiff hat 150 Fuss Länge, 92½ Fuss Breite lichten Maasses (annähernd 2 : 3) bei einer Höhe von 63½ Fuss, vom Kirchenpflaster bis in den Gewölbescheitel gerechnet.

Über die rechteckige Grundform des Schiffes springen gegen Aussen nur die Verhallen der Eingänge vor, sonst zeigt dieser Theil der Kirche, da die Strebepfeiler gegen einwärts gestellt sind, sowohl im Innern wie an den Fassaden jenen Ausdruck von Nüchternheit, der die spätgothischen Bauten Böhmens kennzeichnet. Die Erbauung oder vielmehr Umwandlung der alten Basilikaanlage in eine Hallenkirche fand nach 1450 statt und wurde zum Theil durch den schon erwähnten Egerer Bürger Siegmund Wehn bewirkt, der im Jahr 1461 dem Magistrate 1800 Gulden mit dem Beding übergab, dass dieses Geld binnen sechs Jahren zum Bau der Stadtpfarrkirche St. Niklas verwendet werden solle.

Einen völlig vom Kirchenschiffe verschiedenen Charakter zeigt das Presbyterium, aus drei Gewölbeabtheilungen und dem fünfseitig aus dem Achteck eingetheilten Chorschlusse bestehend. Dieser Theil ist nur 25′ breit, sammt dem Chorschlusse 63′ lichten Maasses lang und 57 bis in den Gewölbscheitel hoch. Die Erbauung des Presbyteriums geschah sogleich nach 1270, wahrscheinlich durch die Maria-Bruderschaft oder deutschen Herren, welche nach dem grossen Brande „mit Vorschrift von dem Bischof von Regensburg, auch dem Herzog aus Baiern“ nach Eger gekommen sind und einen Bauplatz für ihr zu errichtendes Haus angesucht haben. [1])

[1]) Ein im Stadtarchiv befindliches Manuscript, welchem obige Stelle entnommen ist, besagt, dass der Senat die Pfarrkirche S. Nikolai an die „Maria Brüder jetzt Deutsche Herren genannt,“ welche gleich nach dem Brande von 1270

Die beiden Thürme, die wesentlichsten Reste der alten Anlage stehen an der Ostseite der Kirche neben dem Anfange des Presbyteriums und deuten schon durch ihre Stellung ein höheres Alter an, als irgend einer andern Kirchenparthie zukommt. Man sieht deutlich, dass die Gewalt der Gluthen und die einstürzenden Gewölbe ihre Fundamente erschüttert haben, wodurch beide, jedoch der südliche in viel höherem Grade, eine gegen aussen geneigte Stellung angenommen haben.

Wie aus dem Anfrisse der östlichen Kirchenansicht Tafel XI zu ersehen, haben sich beide Thürme in ursprünglicher Form bis zur Höhe von 86 Fuss erhalten und zeigen in ihren Stockwerken und Detailirungen eine eigenthümliche Mischung romanischer und gothischer Bildungen mit vorherrschend romanischer Anlage. Der südliche Thurm zeigt spitzbogige Friesdekorationen, rundbogige Fensterüberwölbungen und unter denselben wieder spitzbogige Kuppelfenster, Konsolen mit Schachbrettornamenten und Mäandern, dann grösstentheils Knospenkapitäler an den Fenstersäulen. Am nördlichen Thurme dagegen gewahren wir rundbogige Friese und spitzbogige Überwölbungen, Würfel- und korinthisirende Kapitäler, auch jene ringförmigen Absätze in Mitte der Pilaster, welche einer doppelten jonischen Base entnommen sind. Man sieht dabei auf den ersten Anblick, dass die Verschiedenheit der Formen nur in der Laune der Baulente ihren Ursprung habe und nicht im entferntesten zu Schlüssen auf höheres oder minderes Alter einzelner Theile berechtige: vielmehr sind beide Thürme gleichzeitig erstanden, sowie die ganze vor 1270 bestehende Kirche innerhalb kurzer Frist erbaut worden zu sein scheint.

Bei Anordnung der Thürme hat der Baumeister die östliche Seite des Bamberger Domes zum Vorbild genommen; die Stockwerkseintheilungen und die Umrahmungen der Fenster, die Fensterstellungen selbst und die Gliederung der Gesimse lassen keinen Zweifel, dass auch die Chorparthie und überhaupt der gesammte ursprüngliche Bestand eine verkleinerte Nachbildung des erwähnten Domes war.

Die Ermittelung des alten Bestandes verdanke ich dem Umstande, dass ich im Jahre 1856 von Seiner Excellenz Herrn Grafen von Rothkirch berufen wurde, um über die beabsichtete Restauration der St. Nikolaikirche ein Projekt auszuarbeiten. Bei den zu diesem Behufe angestellten Untersuchungen fielen mir zuerst die verschiedenen Vorsprünge auf, welche an den östlichen Abschlussmauern der Seitenschiffe hinter den dortigen Altären vorstehen und die im Grundrisse des jetzigen Bestandes angemerkt sind.

Dass diese Vorsprünge, welche bis in die Höhe von 27 Fuss reichen, nur von den ehemaligen Umfassungsmauern der Seitenschiffe herrühren konnten, stellte sich bald heraus; denn nach Abkratzung der Mörteltünche kamen die Spuren der Pultdächer zum Vorschein, welche einst die Seitenschiffe überdeckten, eben so die vermauerten westlichen Thurmfenster, welche oberhalb der Pultdächer den übrigen Fenstern desselben Stockwerkes entsprachen. Die ehemalige Basilikaform war also sichergestellt, und es handelte sich, die Längenverhältnisse und sonstigen Eintheilungen aufzufinden.

---

sich in Eger niederliessen, abgetreten habe, und dass diese Herren aus ihren Mitteln den ganzen Chor (das Presbyterium) sammt den zwei Thürmen haben erbauen lassen: auch zum Bau der übrigen Kirche beigetragen haben. Diese Nachricht stimmt mit der archäologischen Untersuchung des Chores vollkommen überein und scheint in Bezug auf die Thürme so weit Gültigkeit zu haben, dass dieselben durch die Deutschen Herren wieder eingedeckt worden seien.

Das an der Westseite befindliche romanische Portal mit Kleeblattbogen wurde nun untersucht, ob es nicht in Folge einer spätern Aufstellung hieher gerückt sein möchte: allein die durchlaufenden Quadern und die ganze Fügung widersprachen einer Versetzung und somit war auch die Länge des Hauses gefunden. Viel schwieriger war es, die innern Abtheilungen zu bestimmen und die künstlerischen Untersuchungen mit den sichern urkundlichen Nachrichten in Übereinstimmung zu bringen: erstens lag der dokumentirte Umstand vor, dass die Kirche im fünfzehnten Jahrhundert um den vierten Theil vergrössert worden sei und zweitens befinden sich an der nördlichen Kirchenumfassungsmauer Spuren eines romanischen Einganges, der mit kleinen Rundbogen bekrönt, lebhaft an ähnliche Thüren in Bamberg erinnert. Als diese Parthie im Verlaufe der Restauration ausgebessert werden musste, zeigte es sich, dass der fragliche Eingang ehemals einer Vorhalle angehörte.

Zweifelnd, ob ein mehreres aufzufinden, erfuhr ich zufällig durch einen Maurer, dass bei der letzten Kirchenpflasterung in der Mitte des rechten Ganges (Nebenschiffes) runde Säulen zum Verschein gekommen und die Postamente noch unter dem Boden befindlich seien, weil das neue Pflaster erhöht wurde.

Diesen Umstand bestättigte Conservator Grüner und bezeichnete genau die Stellen der überschütteten Säulen. Nach Aufhebung einiger Pflasterplatten waren alle Zweifel gelöst: der alte kreuzförmige hinterste Pfeiler theilte einst das Querhaus ein, welches wie in Bamberg an der Abendseite angelegt war und die Arkaden hatten Zwischenstellungen von runden Säulen, so dass die Hauptschiffe quadratische Wölbungen einhielten und je einem Joche zwei Abtheilungen der Seitenschiffe entsprachen, wie dieses in dem besondern Grundrisse vom alten Bestande, Fig. 25, ausgedrückt wird.

Nunmehr waren auch die Überlieferungen von der durch Wehn eingeleiteten Vergrösserung zur vollen Wahrheit geworden: man hatte nähmlich die Vorsprünge des Querhauses und der alten Eingangshallen nach Thunlichkeit benützt und in die neuen Umfassungsmauern der Süd- und Nordseite einbezogen. Nur die Ausdehnung dieser Eingangshallen und die Gestalt der Abside konnten nicht mit Gewissheit ermittelt werden, weshalb diese Theile im Grundrisse mit leichten Schraffirungen angedeutet wurden: für die halbrunde Form der Absis spricht der Umstand, dass die linke Thurmkapelle auf diese Weise abgeschlossen war, wie an den dortigen Mauerüberresten zu erkennen ist. Der unregelmässige Anbau am südlichen Thurme gehört zwar dem ältesten Bau an und korrespondirt mit der Eintheilung des Presbyteriums: aus welchen Gründen aber diese Anordnung getroffen wurde, bleibt unklar.

Es will bedünken, dass an der Abschlusslinie dieses Anbaues die alte Absis angereiht war, so wie sie mit Punkten angedeutet erscheint: einen Beleg für diese Ansicht können wir nicht beibringen, weil in diesem gut erhaltenen Theile keine Restaurationen nothwendig waren und desshalb auch keine Aufdeckungen gemacht werden konnten.

In der Beschreibung des jetzigen Kirchenbestandes fortfahrend, zeigt sich neben dem Presbyterium, angebaut am nördlichen Thurme eine zierliche und sehr malerische Kapelle, welche zur Sakristei dient und gleichzeitig mit Erweiterung des Kirchenschiffes erbaut worden ist. Am Aufrisse dieser Kapelle, siehe Tafel XII, bemerkt man recht deutlich, dass die Gothik des fünfzehnten Jahrhunderts Aufgaben aus dem kleinen Genre mit vielem Glück zu behandeln versteht, aber in Bezug auf Grosskonstruktionen einen unerfreulichen Weg betreten hat.

Die obern Aufbauten der Thürme, die Glockenstuben und Helme sind wiederholt durch Brände zerstört und jedesmal wieder in einer möglichst altherkömmlichen Weise aufgestellt worden. Wenn auch nach ursprünglicher Anordnung die einfach pyramidalen Thurmhelme unmittelbar auf der Gesimsausladung des alten Bestandes sich erhoben, zeigen doch schon die Stadtaufnahme von 1496 und der Münstersche Plan von 1554 vier Eckthürmchen neben jedem Thurmhelme, so dass auch in dieser Beziehung der Bamberger Dom als mustergültig angenommen worden ist. Nach dem Brande von 1742 liess die Stadtgemeinde neue Glockenhäuser im damals üblichen toskanischen Styl aufsetzen und beide Thürme in der Höhe der über den Glocken befindlichen Thürmerswohnung durch eine bedeckte Brücke verbinden. Diese Brücke sammt allem Dachwerk brannte 1809 ab und wurde nicht wieder aufgestellt; über dem südlichen Thurme liess der damalige Bürgermeister Totzauer einen 70 Fuss hohen, mit vier Nebenthürmchen umgebenen Helm aufstellen, der nördliche Thurm aber verblieb unvollendet bis heute, wie wir ihn auf Tafel XII erblicken.

Die Parthie des Glockenhauses am ausgebauten Südthurme befindet sich zwar gegenwärtig noch in selbem Stande, wie ihn Totzauer vollenden liess; jedoch sind die Restaurationen bereits eingeleitet, um die äussern Dekorationen in der ältern, auf unserem Plane angegebenen Weise durchzuführen.

Die verschiedenen Illustrationen der S. Nikolaikirche finden sich auf den Blättern XI bis XVII.

Blatt X zeigt die ursprüngliche romanische Anlage in Fig. 24,

Fig. 25 den gegenwärtigen Bestand,

Fig. 27 die Gewölberippen im Presbyterium,

Fig. 28 die Rippen- und Gurtenbildung im Schiffe,

Fig. 26 den Sockel der freistehenden runden Säulen im Schiffe.

Blatt XII enthält den östlichen Aufriss der Kirche und der Sakristei.

Das Blatt XIII enthält in den Figuren 29 bis 37 das romanische Hauptportal und die Detailirungen der Thürme mit ihren rundbogigen und spitzbogigen Friesen.

Das Sakramentshäuschen und der Marienaltar sind auf besondern Blättern XIV und XVII dargestellt; in den erst im Jahre 1863 aufgestellten neuen Marienaltar wurden einige aus der Kreuzkapelle herrührende alte Holzschnitzereien eingewebt, dass sowohl dieser wie der gegenüberstehende S. Peter- und Pauls-Altar für den Alterthumsfreund Interesse bietet. Die jetzt eingegangene Kreuzkapelle soll um 1388 erbaut worden sein, die noch bestehenden Ruinen aber zeigen die allerjüngste Gothik, wie sie ums Jahr 1600 hie und da auftritt. In der Kapelle bestand ein Flügelaltar mit herrlichen Holzschnitzereien, welche 1856 wieder hervorgesucht wurden, um in würdiger Weise aufgestellt zu werden, wozu der beabsichtigte Bau neuer Altäre in der S. Nikolauskirche die trefflichste Gelegenheit bot. Die Schnitzereien, ganze Figuren etwas unter Lebensgrösse, lassen die altnürnbergische Schule des Sebald Schönhofer (1350—1380) erkennen; sie sind in einfach edler Weise gezeichnet und mit Farbenschmuck ausgestattet.

Der Aufbau der Altäre wurde nach den Zeichnungen des Verfassers durch den Bildhauer Heidelberg gefördert, die beiden Hauptbilder, S. Peter und Paul und die unbefleckte Empfängniss rühren von dem bekannten Historienmaler Julius Köckert her. Jeder Altar ist 45 Fuss hoch und in der Höhe des Bildes 15 Fuss breit.

Das Hauptportal.

Das durchaus romanisch gegliederte Portal Fig. 31 und 32 unterscheidet sich nur durch den aus einem einzigen Stein gehauenen Kleeblattbogen von den gewöhnlichen romanischen Thürstellungen, die Kämpfer, die freien Säulen wie die Kapitäler sind genau nach dem Muster der in der Schlosskapelle vorkommenden gebildet; unter den Kapitälern kommt abermals das Aubringen von Menschenköpfen mit in die Haare geflochtenem Blätterschmuck vor. Mit den an romanischen Bauten nicht selten angebrachten Büsten, Menschen- und Thierlarven wird an den Egerer Bauten ein wahrer Luxus getrieben: in den Friesen der Thürme und an allen einigermassen tauglichen Plätzen finden sie sich vor, obgleich schon hunderte herabgewitttert oder abgeschlagen worden sind. Viele wurden von den ursprünglichen Stellen weggenommen und versetzt, wie unter andern an der spätgothischen nördlichen Vorhalle sieben solcher Köpfe eingemauert worden sind.

Die Vorliebe für solche, aus einem einzigen frisirten Kopfe bestehende Kapitäler haben wir in der obern Schlosskapelle kennen gelernt: sie deutet auf einen und denselben Baumeister, der aller Wahrscheinlichkeit nach den obern Theil der Kapelle vollendete und die Anlage der S. Nikolauskirche begonnen hat.

Da die Chorparthie mit der Abside nach 1270 gänzlich umgewandelt wurden, also gerade die für archäologische Untersuchungen wichtigsten Theile fehlen, lässt sich in Ermangelung beglaubigter Nachrichten die Entstehungszeit der Kirche nicht genauer bestimmen: nur in dem einen Punkte treffen die Chroniken zusammen, dass zur Zeit, als Herzog Friedrich sein Beilager mit Adelheid feierte, nur die S. Johanneskirche als Pfarre bestanden habe.

Die schon erwähnten Überreste des an der Nordseite erhaltenen Einganges, im Holzschnitte Fig. 44 beigefügt, zeigen alterthümlichere Formen als die Thurmbauten und können aus der Zeit herrühren, als der Kirchenbau begonnen wurde.

Presbyterium und Sakramentshäuschen.

Die Gothik, welche am Presbyterium entfaltet wird, ist durch das Mittelfenster Fig. 38 vollständig beschrieben. Diese einfache Behandlungsweise tritt im östlichen Bayern und angrenzenden Böhmen zwischen 1270 bis 1300 auf und verschwindet bald, um reichern Bildungen Platz zu machen. Nur die Fenster, die Gewölberippen Fig. 27 und die mit Fialen gekrönten äussern Strebepfeiler am Chorschlusse sind in solcher Weise gegliedert: zwischen diesen Theilen und den spätgothischen Schiffen hält die Mitte das seltsam zierliche Sakramentshäuschen, Tafel XIIII, eine Stiftung der Familien Bachmann und Grüner, deren Wappen am Postamente angebracht sind. [1])

Dieses Tabernakel ist an der Nordseite des Presbyteriums eingemauert und besteht aus feinem Sandstein, der aus Franken herübergeholt wurde: es bildet eine rechteckige Tafel, über welche sich die Pyramiden der Baldachine erheben. Ein vergoldetes Gitter verschloss das Innere, welches mit Holzschnitzereien neueren Ursprungs ausgetäfelt ist. Die beiden unter den Balda-

[1]) Siegmund Pachmann war 1459 Bürgermeister. Die Grüner kommen schon um 1200 als Altbürger und Besitzer der Güter Kötschwitz und Grosslebenstein vor.

chinen befindlichen Figuren, Maria und Johannes der Evangelist, sind abhanden gekommen und zur Zeit noch nicht ersetzt worden: sonst wurde das im schadhaftesten Zustand befindliche Denkmal im Jahre 1863 gründlich restaurirt und die fehlenden Pyramiden wieder aufgesetzt.

Die Kirchenschiffe.

Die schon erwähnte Umwandlung des Kirchenhauses in eine Hallenkirche, welche in Folge der Wohn'schen Stiftungen bald nach 1450 stattfand, gab diesem Theile seine gegenwärtige Gestalt und es sind seit jener Zeit nur kleinere Reparaturen ausgeführt worden, welche das Gepräge des Gebäudes nicht mehr verändern konnten.

Bald nach obiger Zeit, 1476, ist die ganze Kirche mit Wandmalereien ausgeschmückt worden, und zwar das Gewölbe durch Meister Lukas den Maler[1]) und der untere Theil durch Meister Georg Eberhardt,[2]) einen Egerer, der in Rom gewesen sein soll. Da die Gewölbe bei den Bränden von 1742 und 1809 vielen Schaden litten und theilweise erneuert werden mussten, hat sich von den dortigen Gemälden keine Spur erhalten: dagegen kamen sowohl an den runden Säulen wie an den Wandflächen Spuren von Bildern zum Vorschein, als während der jüngsten Restauration die Tünche abgekratzt wurde.

An den Säulen waren die zwölf Apostel, lebensgrosse Figuren, dargestellt in der einfach kräftigen Weise eines Wohlgemuth oder überhaupt der ältern Nürnberger Schule. Diese Bilder waren mit Temperafarben auf den nur leicht mit Bolus übergrundirten Granit, woraus die Säulen bestehen, gemalt: die Figuren ruhten auf Grün in grün schattirten Arabesken mit den Unterschriften: S. Petrus, S. Philippus, S. Bartholomeus und S. Jakobus m. Leider war es nicht möglich, von diesen Gemälden etwas zu erhalten, denn sie waren schon gänzlich ruinirt, ehe man im Jahr 1783 die Kirche überweisste. Mindern Werth hatten die an den Wandflächen angebrachten geschichtlichen Malereien, darunter die Kreuzigung Christi und die Anbetung der drei Könige: von den übrigen Bildern hatten sich nur einzelne Flecken erhalten, so dass man weder eine ganze Figur, noch viel weniger die Zusammenstellung herauszufinden vermochte.

Diese Bilder waren mit schwarzer Tinte auf Mörtelgrund schraffirt und leicht mit ungebrochenen Farben ausgefüllt, wobei der Grund weiss verblieb: sie verdienten schon desshalb Beachtung, weil je eine Wand mit einer einzigen Composition von nahezu 18 Fuss Breite ausgefüllt war. In der Behandlungsweise erschienen die untern Wandgemälde ungleich härter und dürftiger als die Apostelfiguren, doch hatte der Maler offenbar vieles gesehen und sich in seinen Anordnungen an Dürer'sche Holzschnitte gehalten. Von einer Restauration der kümmerlichen Reste konnte keine Rede sein und es verschwanden auch diese Spuren im Jahr 1862, weil das untere Gemäuer ausgebessert werden musste.

Der architektonische Charakter des Kirchenschiffes wird durch das beigeschaltete Mittelfenster der Abendseite, Tafel XVI, Fig. 45 bezeichnet, welches dem auf Tafel XV, Fig. 38 enthaltenen Presbyterialfenster gegenüberstehend, den Unterschied der frühern und späten Gothik anschaulich macht.

---

[1]) Rathschronik, pag. 99. Meister Lukas soll ein Nürnberger gewesen sein.

[2]) Grüner Sebastian: Handschriftlicher Bericht über die Egerer Kirche.

Altäre und sonstige Merkwürdigkeiten.

Kunstwerke und alterthümliche Gegenstände von Bedeutung besitzt die S. Nikolaikirche nur wenige: die vielen Kirchenbrände, die Benützung der Kirche als Lazareth und mancherlei Übelstände haben die alten Altäre und Bildwerke bis auf einige Holzschnitzereien verschwinden lassen. Vorhanden ist noch eine 30 Mark 1 Loth schwere silberne Monstranze von gothischer Form, überaus schön gearbeitet, 3' 5" hoch und 1' 1" breit. Sie soll in Nürnberg gefertigt worden sein, jedoch findet sich weder im Stadtarchiv noch in einer Chronik etwas Sicheres über den Stifter und die Zeit, wann dieses Kunstwerk an die Kirche gekommen. Wie alle gothischen Monstransen in Altarform aufgebaut und mit vielen Thürmchen und Laubwerken geschmückt, würde der Egerer bei weitem der Vorzug vor allen bekannten gebühren, wenn nicht der Fuss ganz überarbeitet worden wäre (deshalb konnte auch keine Abbildung beigegeben werden). Am Schafte sind die nebenstehenden Buchstaben eingegraben: ctóme und am Fusse befindet sich die Unterschrift: „Renovirt 1709 und das Herz neu gemacht, wiegt XXX Mark 1 Loth. Eger des Gottshauses St. Nikolai.“ [1])

Ein zweites in künstlerischer Hinsicht sehr beachtenswerthes Werk ist das an der südlichen Kirchenthüre angebrachte Beschläge, Fig. 43, wahrscheinlich wie die Monstranze aus Nürnberg stammend. Ein Gewinde von Weinblatt umgibt den in der Mitte befindlichen Löwenkopf, der den Ring im Rachen hält. Von acht im Kreise eingefügten Wappenschildern enthält das unterste wieder einen kleinen Löwenkopf, entweder des Künstlers oder des Stifters Abzeichen. Dieses Beschläge kommt in gleicher Form an beiden Thürflügeln vor: Guss und Ciselirung sind ganz rein und verrathen einen tüchtigen Gussmeister, wie Peter oder Hermann Vischer. Es wäre auch möglich, dass diese Beschläge schon 1404 durch die Nürnberger Rothschmiedgesellen, welche in diesem Jahre einen grossen, mit den zwölf Aposteln gezierten, bronzenen Hängeleuchter in die Niklaskirche gestiftet haben, mitgebracht worden seien. [2])

Endlich verdient noch der in der hintersten rechten Gewölbeabtheilung aufgestellte Taufstein und ein aus Bronzeplatten getriebenes Antipendium am mittlern linken Nebenaltare erwähnt zu werden: ersterer ist sorgfältig in spätgothischer Weise aus feinem Granit gemeisselt, das letztere zeigt ein reiches Pflanzenornament mit mannigfaltigen Verschlingungen und gothischen Reminiscensen, eine eigenthümliche Arbeit des siebenzehnten Jahrhunderts. Da sich in der Stiftskirche zu Waldsassen mehrere solche Antipendien befinden, dürfte das in Rede stehende sich auch daher schreiben.

---

[1]) Die Monstranze wurde von der Silbereinlösungskommission wieder zurück abgelöst, und ist jetzt Eigenthum der gesammten Bürgerschaft. (Pröckl.)

[2]) Dieser Hängeleuchter kam 1825 in das kaiserliche Schloss Laxenburg, dafür erhielt die Egerer Kirche einen reichgestickten, sonst aber bedeutungslosen Ornat. (Pröckl).

Allgemeine Notizen über die S. Nikolaikirche.

Die älteste bisher aufgefundene Nachricht über diese Kirche gehört dem Jahre 1239 an und besagt, dass die Frankengrüner, ein altes egerer Patriziergeschlecht, dahin einen der heiligen Anna gewidmeten Altar gestiftet haben.[1]) Nun folgt eine lange Pause und nur gelegenheitlich des Brandes im Jahre 1270 wird die Kirche unter den abgebrannten Gebäuden aufgezählt.

An einem innern Pfeiler soll eine Tafel angebracht gewesen sein, dass die S. Niklaskirche im Jahr 1111 erbaut wurde, allein die Form der Inschrift und ihre erwiesen späte Aufstellung stellen dieses Datum sehr in Zweifel: nicht viel mehr Glauben verdient die vielfach angeführte Glockenaufschrift vom Jahr 1150,[2]) aus Gründen, welche schon bei Gelegenheit des Burgenbaues entwickelt wurden. Nach dem Brande werden einige von Patrizierfamilien ausgehende Altarstiftungen aufgezählt, sonst aber scheint die Kirche, nachdem die deutschen Herren das Presbyterium hatten vollenden lassen, nur zur äussersten Nothdurft eingerichtet gewesen zu sein. Hatten diese Herren, an welche die Administration übergegangen war, mit dem Bau des Presbyteriums und der Einrichtung ihres eigenen Hauses ihr Vermögen erschöpft, oder wie immer, gewiss ist, dass die Schiffe ums Jahr 1450 sich in sehr verwahrlostem Zustand befanden und dass die Räumlichkeiten für die vorhandene Menschenmenge nicht ausreichten. Auffallend bleibt, dass gerade während der Regierung Karls IV., als sich in Böhmen die grösste Bauthätigkeit entwickelte, gar nichts für die S. Niklaskirche geschehen und überhaupt in Eger kein bemerkenswerthes Gebäude ausgeführt worden ist. Erst unter der Regierung des Königs Georg Podiebrad, an welchem die Stadt Eger mit treuer Anhänglichkeit aushielt, und zwar theils unmittelbar vor, theils zur Zeit des Kirchenbannes ging die durch Wohn eingeleitete Kirchenvergrösserung vor sich, wahrscheinlich um vom Banne losgesprochen zu werden.

Der Werkmeister dieses Baues scheint gleichzeitig auch die Kirche in Pilsen umgegewandelt zu haben und gehörte wohl zu den Anhängern der neuen Lehre, welche möglichst grosse und helle Räume als Hauptbedingungen des Kirchenbaues geltend machten.[3])

Obwohl das Innere einen grossartigen Eindruck macht und die Halle sogar grösser aussieht, als sie wirklich ist, lässt sich nicht läugnen, dass die günstige Wirkung grösstentheils den schönen Verhältnissen des Presbyteriums zuzuschreiben ist, ohne welches das Haus allzu monoton erscheinen würde.

Die Verwaltung der Deutschen Herren war schon im fünfzehnten Jahrhundert nicht sehr geordnet, weshalb auch Wohn seine Stiftung unmittelbar dem Magistrate übergeben hat und dieser die Bauleitung übernommen haben mag. Endlich ergaben sich die Deutschen Herren ganz

---

[1]) Die betreffende Urkunde soll bei Abtragung dieses Altares 1783 gefunden worden sein. Pröckl, II. Th. S. 95. Näher begründet diese Nachricht von Urbanstadt in seiner, zur Zeit noch handschriftlichen Abhandlung über die Niklaskirche.

[2]) Diese Jahrzahl soll sich auf einer im Jahr 1742 geschmolzenen Glocke befunden haben und wird im 10. Bande der „Materialien zur Statistik von Böhmen“ und auch von Pröckl angeführt. Letzterer legt kein Gewicht auf die Richtigkeit dieser Angabe.

[3]) Das Innere der Dekanalkirche in Pilsen schreibt sich aus Podiebrad's und Wladislaw's II. Zeit. Die Form der Säulen, das Auslaufen der Rippen ohne Vermittlung von Kämpfern und die durchgehende Kahlheit der Flächen bei gleichen Verhältnissen lassen hier wie dort denselben Meister erkennen.

dem lutherischen Glaubensbekenntniss und der Bailif Heldringshausen führte sogar den protestantischen Magister Thilesius als Prediger zu Eger im Jahr 1564 ein, worauf die Stadt die Augsburger Confession annahm und die Kirche durch Superintendenten administrirt wurde. Durch Ferdinand II. wurde die katholische Religion wieder zurückgeführt und die Kirche 1629 den Jesuiten übergeben, neben welchen vom Jahre 1631 auch Stadtpfarrer angestellt waren. Nach Aufhebung des Jesuitenordens ging das Patronat an die Stadtgemeinde über, welche es noch ausübt und das Kirchenvermögen durch einen eigenen Rechnungsführer verwalten lässt.

Nachdem in den letzten Jahren eine gründliche Restauration der Kirche als dringendes Bedürfniss anerkannt worden war, bildete sich unter dem Vorsitze des damaligen Kreispräsidenten Herrn Grafen von Rothkirch-Panthen ein Verein, welcher sich die Aufgabe stellte, die S. Nikolaikirche in würdiger Weise herstellen zu lassen und den weitern Beschluss fasste, bei dem unzureichenden Kirchenvermögen durch Einsammeln milder Beiträge die Baukosten zu decken.

Durch mittlerweile eingetretene politische Verhältnisse wurde die Ausführung um einige Jahre hinausgeschoben und es konnte erst 1862 mit den Arbeiten begonnen werden, nachdem im Jahre vorher alle Einleitungen getroffen worden waren. Die Leitung der Bauangelegenheiten hatte der nunmehrige Kreisvorstand Herr Peter Freiherr von Wucherer als Direktor des Kirchenbauvereins übernommen und mit so regem Eifer geführt, dass im Verlaufe von zwei Jahren der innere Ausbau der Kirche, die Aufstellung von zwei neuen gothischen Altären, die Restauration des Sakramentshäuschens und noch viele Einrichtungen ermöglicht wurden. Die Instandsetzung der Aussenseiten und die würdige Rekonstruktion der Thürme steht in nächster Zeit bevor.

Die Kirche S. Johannes des Täufers.

Diese älteste Kirche Egers stand auf dem nach ihr benannten Johannesplatze unterhalb des Schlosses, war schon lange gesperrt und theilweise als Magazin benützt, ehe sie im Jahre 1809 abbrannte und drei Jahre später abgetragen wurde. Einige Quader davon sind noch in den umherstehenden Häusern vermauert und einen sonderbar bezeichneten Stein, der sich oberhalb der mittlern Thüre befunden hat, sah man noch im Jahre 1832 im Hofe des Rathhauses.

Nach den wenigen mir zu Gesichte gekommenen Überbleibseln, sorgfältiger Untersuchung der Stadtplane und des seit 1812 eingeebneten Kirchenplatzes ergab sich der, Fig. 55 dargestellte Grundriss mit ziemlicher Gewissheit, welchem gemäss die Johanneskirche sammt Abside 72 Fuss lang und 45' breit war. Vier Pfeiler von quadratischer Form unterstützten die Gewölbe, welche wie die Eingänge und Fenster im schweren Rundbogenstyl gehalten waren. Der Chor hatte einen geraden Abschluss und die Pfeiler scheinen durch einfache Wulstgesimse (wovon Überreste vorhanden) bekrönt gewesen zu sein, sonst mag jede Art von Dekoration gefehlt haben; jedoch befand sich über dem westlichen Eingange eine Emporkirche. Rings umher lag ein Kirchhof, wo Kinder, Ungetaufte und Ermordete begraben wurden und das Ganze war von einer Mauer umschlossen.

Im Zusammenhalte ergibt sich, dass der Bau in jener einfach romanischen Weise ausgeführt war, wie man in der Gegend manche ältere Landkirchen findet: ein rechteckiger Raum

mit einem 15 Fuss weiten Mittelschiff, an welches sich eine geradlinige Absis und vielleicht eine kleine Sakristei anschloss: diese Theile bildeten das ganze Gebäude, welches muthmasslich als Taufhaus errichtet werden ist.[1])

Den erwähnten Inschriftstein, welchen Karl Huss in seiner Chronik so entziffert, dass die Kirche 731 erbaut und 840 eingeweiht worden sei, haben wir Fig. 54 beigefügt, glauben aber, dass er ganz andere Bedeutung habe, als der besagte Chronist annimmt. Die arabischen Ziffern, der Kelch im ebern Quadrate und die seltsame Aneinanderreihung von horizontalen und senkrechten Strichen, Quadraten und Punkten lassen eher eine mystische Spielerei des fünfzehnten Jahrhunderts als eine Inschrift vermuthen.[2])

Wenn wir unsere Meinung über diese angebliche Inschrift aussprechen sollten, würden wir sie als Erinnerung an die hussitische Belagerung erklären: die geraden Linien mit den Querstrichen bedeuten den Egerfluss mit der Brücke — das halbe Oval jenseits die Stadt — die Linien und Punkte mit den beigesetzten Zahlen die verschiedenen Heerhanfen und die Quadrate endlich, in deren einem der bedeutungsvolle Kelch erscheint: die Wagenburg. Ohne diese Auslegung als die endgültige aufstellen zu wollen, stimmt sie doch mit der damaligen Planzeichnungsmethode und mit der Beschreibung des Hussitenlagers überein: auch finden sich ähnliche Erinnerungszeichen an manchen alten Gebäuden.

Die Maria Heimsuchungskirche.

Ursprünglich Judensynagoge wurde dieser schöne Bau, der ganz in derselben Weise wie die ebere Schlosskapelle ausgeführt war, von Kaiser Sigismund im Jahr 1430[3]) in eine katholische Kirche „Gott und unserer lieben Frauen zu Lob" umgestaltet. Jedoch erst im Jahre 1448 fand die Einweihung statt, bei welcher Gelegenheit ein hunderttägiger Ablass ertheilt wurde.

Während der egerer Reformationszeit gesperrt, liess der Magistrat das Kirchengebäude im Jahr 1689 renoviren und übertrug den Gottesdienst den Dominikanern; das Gebäude aber gerieth immer mehr in Verfall, wurde 1802 für den evangelischen Militärgottesdienst eingerichtet und blieb nach Verlegung jenes, viele Protestanten zählenden Regimentes unbenützt, bis 1810 die Glocken wegen Baufälligkeit des Thurmes abgenommen und in die Niklaskirche übertragen wurden. Der Thurm selbst wurde 1817 abgetragen wie auch das Dachwerk, und in solchem Zustande verblieb das Gebäude, bis 1839 das Gewölbe einstürzte. Erst im Jahre 1856 wurden die Ruinen beseitigt, um einem Wohnhause Platz zu machen: einige Reste stehen indess noch aufrecht, und von den alten hebräischen Inschriften wurden einige durch egerer Geschichtsfreunde aufbewahrt.

---

[1]) Der Namensheilige, St. Johannes Baptista, lässt ein Taufhaus vermuthen.

[2]) Mit diesem Steine haben sich die Egerer Chronisten mehr befasst, als mit der Kirche selbst. Erwähnt wird die fragliche Inschrift in „Bruschii chronologia Monasteriorum Germaniae," dann in den Chroniken von Funk, Schlecht, Huss, Krieglstein und Eberhard. Auch in den städtischen Archiven wird die Johanneskirche oft genannt, aber eine zuverlässige Beschreibung nirgend beigebracht.

[3]) Die Urkunde befindet sich im Stadtarchiv und ist in deutscher Sprache in Nürnberg ausgestellt worden.

Die Form der Marienkirche ist genau bekannt: der Grundriss bildete ein Rechteck von 45′ lichter Länge und $22^1/_4$′ Breite (also ein doppeltes Quadrat), dessen Gewölbe durch eine in der Mitte aufgestellte Säule unterstützt wurde. Das Innere war durchaus mit hebräischen Bibelsprüchen überdeckt, und eine in der Mittelsäule befindliche Inschrift soll die Erbauungszeit enthalten haben.

Der Bau war ungewöhnlich sauber aus Quadern im Übergangsstyle durchgeführt und gehörte der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an: von Köpfen und ähnlichen Steinmetzspielereien durfte hier natürlich nichts vorkommen, weshalb die Kapitäler der Wandsäulen Kelchform und Blattornamente zeigten. Ob der für das weibliche Geschlecht bestimmte Anbau, welcher eine Art dreieckigen Chores bildete und der in den Stadtplanen zu ersehen ist, gleichzeitig mit der Synagoge erbaut worden sei, vermögen wir nicht anzugeben. Jedenfalls hat Eger durch den Ruin dieses Gebäudes eines der merkwürdigsten, durch Alter, Schicksale und Kunstwerth gleich bedeutsamen Denkmale verloren.

Die Maria Verkündigungs- oder Franziskaner-Kirche.

Im Jahre 1260 haben zwei im Egerlande ansässige Adelige, Honigar Ritter von Seeberg und Herr Hecht auf Pograth ein Minoritenkloster mit einer Maria Verkündigungs-Kirche gegründet und auch zu bauen begonnen. Ob dieser Bau vollendet wurde, ist nicht bekannt, denn zehn Jahre später brannte die ganze Stadt ab sammt Kloster und Kirche, wobei fünf Mönche verbrannten. Bis zum Jahr 1285 wurden die Stiftsgebäude auf neue durchs obige Herren hergestellt und die Kirche am 26. Jäner obigen Jahrs durch Bischof Heinrich von Regensburg in Beisein des Kaisers Rudolf I. und seines Schwiegersohnes des Königs Wenzel II. sammt dessen Gemahlin, dann vieler Fürsten und Bischöfe, Grafen, Barone, Ritter und Frauen auf's feierlichste eingeweiht. Die Beschreibung dieser Einweihung findet sich auf einer in der Kirche aufgehängten Tafel, deren Echtheit durch sämmtliche Chroniken bestättigt wird. Gleichzeitig und durch dieselben Stifter wurde auch das angebaute Frauenkloster unter der Regel der heiligen Clara errichtet und die Minoritenkirche so angeordnet, dass die Nonnen zwar die Predigten verstehen und der Messe beiwohnen, aber nicht in den für die Mönche bestimmten Raum sehen konnten.

Diese Einrichtung sollte nicht lange währen und führte wiederholt zu Ärgernissen, bis im Jahr 1463 die Klosterleute, weil strenge Satzungen eingeführt werden sollten, sich widersetzten und auswanderten, mit Ausnahme eines Einzigen, welcher lahm und blind war. Nun wurde das Stift mit Franziskanern besetzt, welche blieben, bis Luthers Lehre in der Stadt Eingang fand, worauf viele Mönche das Stift verliessen; ob aus Hinneigung zu den reformatorischen Lehrsätzen oder deshalb, weil sie im Kloster nichts mehr zu leben hatten, steht in Frage. Ganz verlassen war jedoch das Kloster nie, sondern während der Reformationszeit versahen einige Franziskaner den Gottesdienst in vielen Landgemeinden, in der Rathhauskapelle und in der S. Jodokskirche; späterhin nahmen sie von ihrem Kloster wieder förmlichen Besitz. Kaiser Josef II. hob zwar im Jahre 1785 laut Hofdekret vom 24. September das Franziskanerkloster auf, wie er 1782 das

Klarenkloster aufgehoben hatte, bewilligte jedoch 1787 auf Bitten der Egerer Bürgerschaft, dass die Franziskaner verbleiben dürften und somit gelangten sie wieder in den unbeschränkten Besitz ihres Stiftes.

Die Klosterkirche, obwohl an der Aussenseite ringsum verbaut, hat im Innern die alte Eintheilung (abgesehen von einigen Flickereien) ziemlich unverändert erhalten. Die Gesammtlänge der Kirche im Lichten beträgt 150 Fuss und ist so abgetheilt, dass Schiff und Chor je 75 Fuss Länge einhalten: die Breite des Hauses beträgt 65′, des Chores 26$^{1}/_{3}$ Fuss; letzterer besteht aus drei rechteckigen Gewölbeabtheilungen und dem aus dem Achteck gezogenen fünfseitigen Chorschluss. Ein kräftig gezeichneter bis zur Spitze aus Steinen konstruirter Thurm lehnt sich an die Südseite des Chores an und wahrt einigermassen den alterthümlichen Charakter der mit Anbauten verstellten Kirche gegen aussen.

Das Schiff ist durch zwei Reihen von je drei kreuzförmigen Pfeilern in drei Gänge abgetheilt, der mittlere von gleicher Weite mit dem Presbyterium: die Nebenschiffe zeigen ungleiche Breitenverhältnisse, indem das rechtseitige 17, das linke nur 14 Fuss breit ist. Diese Differenz war durch lokale Bedingungen geboten, sonst würde das offenbar beabsichtete reguläre Quadrat als Grundform des äussern Kirchenhauses angenommen worden sein.

Das Hauptportal wurde bei einer Reparatur des Klosters erst im Jahr 1707 vermauert: es befand sich an der Westseite, wo die Spuren desselben noch sichtbar sind. Auch die verschiedenen Unregelmässigkeiten an der West- und Nordseite schreiben sich aus obiger Zeit, indessen beeinträchtigen sie den Überblick des Innern nicht sehr und lassen in dieser Anlage eine der schönsten Hallenkirchen erkennen, welche sich aus dem dreizehnten Jahrhundert erhalten haben. Ob die nur mit Gesimsen bekrönten Pfeiler keine Änderung erfahren haben, lässt sich ohne technische Untersuchung nicht sagen: jetzt erscheinen die Pfeiler, deren Kapitäler Fig. 49 abgebildet sind, allerdings dürftig, indess korrespondiren sie genau mit den an der Umfassungsmauer vorgelegten Gewölbeträgern Fig. 48, welche unbestritten der ältesten Bauzeit angehören. Der Grundriss wird auf Tafel XVI, Fig. 46 mitgetheilt, Fig. 47 zeigt eines der zierlichen Wandsäulenkapitäler im Presbyterium, die um so mehr Beachtung verdienen, als Pflanzenornamente an den Egerer Bauten zu den Seltenheiten gehören.

An die Kirche lehnt sich ein kleiner, aber wohlerhaltener gothischer Kreuzgang an, dessen sorgfältige Ausführung noch den ersten Besitzern, den Minoriten zugeschrieben werden darf.

Neben mehreren gut gemalten Altarbildern und einer nicht uninteressanten Bibliothek besitzt das Kloster ein altes italienisches Skulpturwerk, ein Madonnenbild, welches im Jahre 1381 dem Stifte verehrt wurde; es ist bemalt und erinnert einigermassen an die alte Pisaner Schule, doch sind die Gewänder nicht so fleissig ausgeführt.[1])

---

[1]) Über das Franziskanerkloster findet sich ein beinahe vollständiges Materiale vor. Das Stift selbst besitzt ein reichhaltiges Archiv, der Franziskaner-Mönch Friedrich Sergius, der eine der besten egerer Chroniken verfasst, hat seinem Kloster gründliche Studien zugewandt, dann haben Schlecht, Salomon Gruber und Pröckl ausführliche Beschreibungen geliefert.

Die S. Bartholomäus-Kapelle.

Die Kreuzherrenordenskommende mit einer Kirche zum heiligen Geist wurde schon vor 1270 durch König Ottokar II. gestiftet und zwar unabhängig und ohne Verbindung mit dem Spitale und den sonstigen Stiftsobliegenheiten.[1] Als im Jahre 1270 das nahe gelegene Armenspital abbrannte und die Stadt sich ausser Stand fühlte, dasselbe wieder zu erbauen, trat sie es mit Bewilligung des Königs Ottokar an den ritterlichen Kreuzherrenorden mit dem rothen Sterne ab, mit dem Vorbehalte, dass die Armen von Seite der Stadt aufgenommen und über die Spitaleinkünfte städtische Verweser aufgestellt werden. Von den damals durch die Kreuzherren aufgeführten Gebäuden hat sich indess wenig oder gar nichts erhalten, denn im Jahr 1414 stellte Niklas Gumerauer, Besitzer von Wildstein, Rathsherr und später Bürgermeister, den grössten Theil der Spitalgebäude und die S. Bartholomäuskirche neu her.[2])

Mit dieser Nachricht stimmt die Form der auf Tafel XVI, Fig. 50 im Grundrisse mitgetheilten Kapelle überein, welche zunächst desshalb aufgenommen wurde, weil sie eine getreue Nachbildung der geschilderten Maria Heimsuchungs-Kirche oder alten Synagoge ist.

Eine 3′ 6″ starke Mittelsäule unterstützt das sternförmige Gewölbe des rechteckigen Raumes, der im Lichten 60 Fuss Länge und 38′ Breite einhält. An der Ostseite schliesst das Rechteck nicht gerade ab, sondern die Mauern springen im stumpfen Dreieck vor und bilden auf diese Weise eine Art von Chor, der dem sonst höchst einfachen Bau ein eigenthümliches Gepräge verleiht. Kirchen und Kapellen mit Mittelsäulen finden sich in Böhmen mehrere: darunter die Sluper-Kirche in Prag, die schöne S. Wenzelskapelle in Kuttenberg und die nicht minder interessante der heil. Barbara gewidmete Kreuzgangskapelle im Franziskanerkloster zu Pilsen.

Die Kirche S. Jodok am Schlawitzen.

Der bauliche Zustand dieses spätgothischen, durch Egerer Bürger im Jahre 1430 erbauten, eine Viertelstunde vor der Stadt am Flusse liegenden Kirchleins ist bedeutungslos: aber es haben sich hier einige nicht uninteressante Schnitzwerke und insbesondere ein Antipendium erhalten, welche Besprechung verdienen.

Der Seitenaltar links zeigt eine Kreuzigung Christi, nach einer Zeichnung von Dürer nicht ohne Geschick in grobkörnigem Granit im Jahre 1687 ausgehauen; auch der zweite Nebenaltar zeigt Schnitzwerke nach Dürerschen Vorbildern, welche aber in Holz ausgeführt sind. Den ersteren Altar stiftete Frau Katharina Sybilla von Ottengrün, welche auch einen Kreuzweg nach Art der in Nürnberg von Adam Kraft ausgeführten Stationstafeln errichten und zwischen der Karnerkirche und St. Jodok aufstellen liess. Von diesem Kreuzweg bestehen noch einige Tafeln, die an Format dem obigen Altare entsprechen und gleichfalls aus Granit gemeisselt sind.

[1]) Die Urkunde befindet sich im Archiv der Kreuzherrenordenskommende. Ein Auszug bei Pröckl, S. 140 im II. Bd.
[2]) Chronik der Rathskanzlei. Pröckl an obigem Orte.

Ungleich wichtiger wahrscheinlich und mit der Schlosskapelle in Beziehung stehend erscheint das Antipendium des Hauptaltares, eine der ältesten Glasperlenstickereien, die bisher aufgefunden worden sind. Das Bildwerk ist 7 Fuss breit, 3 Fuss 1 Zoll hoch und auf feinem Seidenzeug gestickt, der jetzt weisslich, in den eingeschlagenen Zipfeln aber röthlich erscheint und wahrscheinlich einst blass rosenroth war.

Zwei Reihen von Bogenstellungen, je 10 Bogenfelder bildend, ziehen sich übereinander hin, und zeigen eben so viele Heiligenfiguren (zusammen zwanzig), welche durch eine mit Würfelkapitälern verzierte Säulenstellung getrennt sind. In den Archivolten und wo diese nicht ausreichen, an den Säulenschäften stehen die Namen der Heiligen, mit Perlen eingestickt. Die Reihefolge von der Linken zur Rechten einhaltend, zeigen sich in der obern Reihe folgende Figuren:

1. ANG GABRIEL
2. MARIA
3. AGATA
4. MARIA
5. CLARA
6. MARIA
7. KATERINA
8. LVCIA
9. BARBARA
10. BIBIANA.

1.—2. Der Engel Gabriel und Maria stellen den englischen Gruss dar: Der Engel hat die Hand erhoben und wendet sich zu Maria; diese senkt den Kopf, legt die Hand auf die Brust und der heilige Geist in Gestalt der Taube schwebt über ihrem Haupte. Die Stellungen beider Figuren entsprechen den ältesten Darstellungen und der Bewegung der heiligen Jungfrau fehlt es nicht an richtigem Gefühl.

4. Hier ist Maria mit dem schon herangewachsenen Christuskinde dargestellt, welches sie an der einen Hand führt und in der andern einen Apfel hält.

6. Die thronende Maria mit der Krone auf dem Haupte und das Kind im Arme.

Unter den übrigen Figuren zeichnen sich S. Clara und S. Bibiana durch feinere Zeichnung aus: erstere breitet die Hände aus und ist durch kein Attribut bezeichnet, die zweite hält in der einen Hand eine Blume, in der andern den Palmzweig.

In der untern Reihe erblicken wir:

1. IOHANNES
2. IACOBVS
3. IACOBVS
4. MARGARET
5. MARIA
6. IESVS
7. AGNETIS
8. CAECILIA
9. KVNIGVNDS
10. VRSVLA.

Johannes und die beiden Jakob sind in Mönchstracht mit Chorrock und Tonsur dargestellt und S. Margareth stösst den Speer dem zu ihren Füssen sich windenden Lindwurm in den Rachen. Christus und Maria stehen sich gegenüber, er als Weltenrichter, sie als sanfte Fürbitterin. Agnetis hält das Osterlamm, die übrigen Figuren erscheinen mit allgemeinen Bezeichnungen, Palmzweigen und Büchern.

Jede Bogenreihe ist 14 Zoll hoch, die Figurenhöhe beträgt $9^1/_2$ Zoll: die Konturen sind mit schwarzen sehr kleinen Perlen vorgestickt, Schuhe, Haare und Augen ebenfalls schwarz: Wangen und Mund hingegen durch zinnoberrothe Perlen ausgedrückt.

Die rothen Perlen bestehen aus Korallen, bei der Christusfigur und den Marienbildern war die weisse Farbe durch echte Perlen dargestellt, jedoch sind diese grösstentheils abhanden gekommen. Die Glasperlen mit Ausnahme der schwarzen halten die Grösse derben Mauersandes ein, sind eckig und ungleich: es kommen meist hellblaue und hellgrüne Töne in den Gewändern vor, schattirt mit mässig dunkelgrünen und tiefblauen Perlen. Eine andere rothe Farbe als die der Korallen ist nicht zu sehen: dagegen erscheinen milchweisse und ausnahmsweise strohgelbe oder auch vergoldete Perlen.

Oberhalb der beiden Bogenstellungen zieht sich noch ein 9 Zoll hoher Streifen durch die ganze Breite des Antipendium: er enthält 14 Köpfe. Christus und Maria in der Mitte, von den zwölf Aposteln umgeben. Diese Köpfe sind mit Miniaturfarben auf Pergament gemalt, knapp am Kontur ausgeschnitten und so auf den Grund geklebt, dass die umgebenden Gewänder wie auch der Nimbus mit Perlen gestickt erscheinen. Alle Apostel haben lange Bärte und sehen sich ähnlich, nur Johannes ist ohne Bart geblieben und neigt sich in der üblichen Weise gegen Christus hin. Es scheinen diese Miniaturbilder neueren Ursprungs und mögen erst aufgeheftet worden sein, als die Perlstickerei, welche hier den obern Rand bildet, beschädigt worden war. Wenn auch nicht ohne Kunstwerth bieten sie im Gegensatze zur Stickerei nur untergeordnetes Interesse.

Zwischen den Köpfen und der obern Bogenreihe zieht sich eine Inschrift von kupfernen und vergoldeten Majuskelbuchstaben hin, mit deren Entzifferung man sich längere Zeit den Kopf zerbrach, bis es sich herausstellte, dass die mit feiner Seide aufgehefteten Buchstaben schon einmal abgefallen waren und dann von einer gewöhnlichen Näherin in willkührlicher Weise aneinander gereiht worden sind. Wahrscheinlich standen hier die Apostelnamen, vielleicht ein Bibelspruch.

An der linken Seite des Antipendium setzt sich die Stickerei auf einem hinter dem Rahmen eingeschlagenen Stück Seidenzeug fort und lässt errathen, dass auch die Nebenseiten des Altares auf solche Weise ausgestattet waren. Der Seidenstoff ist auf starkn Leinwand aufgezogen und das Ganze auf einen Blendrahmen gespannt.

Der in der architektonischen Anordnung eingehaltene Kunststyl ist der romanische, welcher in Miniaturen und Stickereien noch im fünfzehnten Jahrhundert auftritt; die Figuren zeigen aber gothische Auffassung. Bei dem Umstande, dass das Bild der heiligen Clara eingewebt ist, darf die Entstehungszeit nicht wohl vor 1300 angenommen werden: die Vorliebe, mit welcher die Frauengestalten dargestellt sind, lässt vermuthen, dass das Kunstwerk durch Frauenhand hergestellt wurde und zwar von einer Nonne, denn nur eine solche konnte die Apostel in Mönchstracht darstellen. [1])

[1]) Die Clarissinen hatten sich in Eger bereits 1268 niedergelassen, indem die Herren Honingar von Seeberg und Hecht auf Pograth ein Nonnenkloster nach der Regel der heil. Clara gründeten und nach dem Brande 1288 wieder aufbauten.

Macht diese Stickerei, wie die Beschreibung erkennen lässt, den Eindruck ungewöhnlichen Reichthumes, wird dieser noch vermehrt durch unzählige in Kupferblech getriebene und vergoldete kleine Rosetten, womit die Einfassungsstreifen, Lücken und Säulenschäfte dekorirt sind. Da eine genaue Zeichnung von diesem Antipendium sich nur in viel grösserem Maasstabe geben liesse, als für die übrigen Illustrationen festgestellt war, wurden die bezeichnendsten Einzelheiten ausgewählt und in entsprechendem Maasstabe beigefügt um wenigstens den Charakter des Gebildes anschaulich zu machen: Fig. 51 stellt den Anfang des Bildes mit dem englischen Grusse und den darüber befindlichen Apostelköpfen dar, Fig. 52 ein Würfelkapitäl und Fig. 53 den Kopf der heil. Katharina in natürlicher Grösse.

Fragen wir nun, wie dieses Kunstwerk in die viel jüngere und zu allen Zeiten unbedeutende S. Jodokskirche gekommen sei und woher es eigentlich stamme, werden wir an die schon genannte Gutthäterin Frau von Ottengrün verwiesen, von welcher der grösste Theil der Kircheneinrichtung sich herschreibt.

Dass das mit fürstlichem Aufwand angefertigte Antipendium nur in der Schlosskapelle eine würdige Aufstellung gefunden haben könne, ist um so gewisser, als es einerseits für die Hauptkirche zu klein gewesen wäre und anderseits S. Ursula und die heil. Jungfrau als Namensheilige der Kapelle, öfters im Bilde angebracht sind.

Bei den vielen Brandunglücken, welche die Burg getroffen und bei der langjährigen Vernachlässigung derselben konnte es leicht geschehen, dass das Bildwerk in irgend ein Haus geflüchtet wurde und in Vergessenheit gerieth, bis es durch Frau von Ottengrün erworben und der Jodokskirche vermacht wurde.

Das Riedel'sche Haus, das Steinhaus und die Kapelle im Rathhause.

Das nur 30 Fuss breite, etwas über 100 Fuss hohe, gegenwärtig dem Glashändler Herrn Riedel gehörige Haus, Fig. 54, Taf. XV, das einzige, welches sich im alten Stande erhalten hat, wurde beigefügt, um von den Privatbauten Egers wenigstens einen Begriff zu geben. Es wurde im fünfzehnten Jahrhundert durch eine Familie von Pareither erbaut und zeichnet sich durch einen sehr schlanken Giebel und ein zierliches Portal aus. Dass Letzteres zur Seite gerückt werden musste, um eine Stube für die Dienstboten gewinnen zu lassen, war eine in früherer Zeit sehr gewöhnliche Anordnung, weil man die Städte nicht übergross anlegen wollte und deshalb die Häuser mit der schmalen Seite gegen die Strasse stellte.

Die Fensterstellung ist trefflich angeordnet und so kommt es, dass dieses verhältnissmässig kleine Gebäude die sämmtlichen neuen auf dem Ringplatze liegenden Häuser bei weitem in den Hintergrund stellt, obgleich das Rathhaus nebenan steht.

Das Steinhaus soll von den Vohburger Grafen schon im eilften Jahrhundert erbaut worden sein und gelangte durch Schenkung an das Stift Waldsassen. Anfänglich weltliches Gebäude wurde es 1339 mit einer Kapelle versehen und zum Cistercienser Ordenshaus eingerichtet. So verblieb es bis zum Jahre 1560, um welche Zeit Pfalzgraf Richard, Herzog in Baiern, sich in Besitz des Klosters Waldsassen setzte und im Steinhause einen lutherischen Prediger anstellte.

Der Pfalzgraf liess den schönen Kapellenthurm abtragen, die Glocken nach Waldsassen führen und das uralte burgenartige Gebäude nach seinem Geschmack umbauen, obwohl die Stadt dagegen protestirte und die Klage beim Kaiser anbrachte. Von der alten Herrlichkeit haben sich nur einige Thür- und Fensterfassungen erhalten, der spätesten Gothik angehörend. Nach der im Jahre 1803 erfolgten Aufhebung des Stiftes Waldsassen gelangte das Steinhaus in Privatbesitz und dient jetzt zu Wohnungen und Magazinen, ohne irgend einen Schein von Grossartigkeit gewahrt zu haben.

Die Rathhauskapelle, von welcher sich ansehnliche Reste erhalten haben, wurde erst im Jahr 1805 aufgelassen und durch einen späteren Umbau zu einem Treppenhause oder Vorplatz umgewandelt: der Gang, durch welchen man gegenwärtig zum k. k. Kreisamte eingeht und welcher durch schöne gothische Fenster erleuchtet ist, gehörte dem Schiffe dieser der heil. Dreifaltigkeit gewidmeten Kapelle an.

Das Rathhaus selbst hat wie alle egerer Bauwerke mancherlei Schicksale erfahren und sogar die Stelle wiederholt wechseln müssen. Das älteste Rathhaus stand auf dem Johannesplatze, wurde aber schon zu Barbarossa's Zeit auf den Ringplatz verlegt, wo es vielfache Umänderungen erfuhr. Es war ein weitläufiges, aber mehr in die Tiefe gestrecktes gothisches Gebäude mit einem hohen Thurme, einer Kapelle, Trinkstube, Münzstätte, Bier- und Methschank, Bernstube (Steueramt, Gebührenstube), Felterkammer und Gefangenstube; dann mit den Amtslokalitäten, dem Rathsaale und den sogenannten Fürstenzimmern versehen. In den Jahren 1519 und 1572 wurde das Rathhaus vergrössert, jedoch schienen nach einem Jahrhundert die Räumlichkeiten nicht auszureichen und der Senat erkaufte 1697 noch zwei Häuser am Ringplatze, an deren Stelle zwischen 1723 und 1728 das gegenwärtige Rathhaus erbaut wurde. Weil aber die Mittel nicht ausreichten, den in der That grossartigen Plan durchzuführen, wurde nur ein Drittel des Hauses planmässig vollendet und das übrige nothdürftig eingerichtet. Also geschah es, dass ein Theil der zum Abbruch bestimmten Kapelle noch einige Zeit erhalten blieb und gegenwärtig als Treppenhaus dient. Die Maasswerke der schön bearbeiteten Fenster gehören dem 15. Jahrhundert an; welcher von den Bürgermeistern diesen Theil erbaut habe, lässt sich bei dem Umstande, dass ununterbrochen am Rathhause eingerissen und vergrössert, verschönert und gemodelt worden ist, unmöglich bestimmen. In neuester Zeit wurden die sämmtlichen zum Rathhause gehörigen Gebäude für die verschiedenen kaiserlichen Ämter eingerichtet, und der Magistrat verlegte seine Amtslokalitäten in das unten am Ring gelegene Stadthaus, dasselbe, in welchem Waldstein ermordet worden ist. Indess wird letzteres Gebäude noch immer als Stadthaus, das erste als Rathhaus bezeichnet.

Zum Schlusse haben wir noch einer am Marktbrunnen befindlichen Statue, einen Bannerträger oder Wappenhälter darstellend, zu gedenken, welche Pröckl für ein Rolandshild hält, während Grüner den Barbarossa erkennen will. Das sehr beschädigte, aus feinem Sandstein gefertigte Standbild lässt allerdings verschiedene Deutungen zu, weil die Behandlung etwas Portraitartiges zeigt und man also ein Bildniss vermuthen darf. Die Tracht aber ist unverkennbar die eines Lanzknechts aus dem sechszehnten Jahrhundert und die Form des Stadtwappens, welches er mit der linken Hand hält, deutet ebenfalls dieselbe Zeit an. Die Statue verräth einen tüchtigen Bildhauer, der alle Einzelheiten nach der Natur gearbeitet, jedoch eben so wenig an den Kaiser

Friedrich als an den kühnen Roland gedacht hat: wenn auch der Bannerträger als Zeichen der Marktfreiheit eher den letztern repräsentiren soll.

Obwohl die Stadt im Überblicke noch immer ein alterthümliches Ansehen hat, was sich von den engen Gassen und dem Umstande herschreibt, dass die Häuser meist schmal und mit Giebeln versehen sind, hat die Modernisirung doch gründlich aufgeräumt und man bemerkt an Privatgebäuden nur selten Spuren älterer Anlagen. Von den Erkern, die man am Ringplatze sieht, sind die meisten roh aus Holz gezimmert und sprechen kein hohes Alter an: im Innern der Häuser, besonders in den Höfen trifft man allerdings viele spätgothische Thüren oder Fenster, die aber nicht das mindeste künstlerische Gepräge zeigen. Romanische oder frühgothische Reste von Wohngebäuden konnten trotz der grössten Aufmerksamkeit nicht entdeckt werden, woraus sich entnehmen lässt, dass der Holz- und Fachwerkbau in Eger vorzugsweise Anwendung gefunden habe und die alten Patrizierhäuser nur in solcher Weise ausgeführt gewesen seien.

Geschichtlicher Anhang.

Um unsere Hauptaufgabe, die Schilderung der Egerer Denkmale, nicht durch allzu viele historische Belege zu unterbrechen oder gar zu verwirren, wurde vorgezogen die wesentlichsten Fragen über die Entstehung der Stadt bis zur Zeit, wo sie in den Besitz der Hohenstaufen gelangte, in einer besondern Abhandlung vorzutragen. Der erste Punkt, um welchen es sich hiebei handelt, betrifft die Herren von Vohburg, ihr Auftreten im östlichen Theile des Nordganes und die Ausdehnung ihres Besitzes. Diese Fragen wurden von vielen Gelehrten behandelt: einstimmig schreiben alle den Ursprung des Ortes Eger dem genannten Adelshause zu: über den Zeitpunkt aber, wann die Vohburger in den Besitz des Egerlandes gelangten und wie die ehemaligen Territorien ineinander gegriffen haben, gehen die Ansichten weit auseinander, und es haben selbst die Forschungen der Neuzeit noch vieles Unklare nicht aufzuhellen vermocht.

Seit Aventin, der mit richtigem Takte gewöhnlich das Wahre herausfühlte, wo ihm die Quellen unzugänglich waren, ist es den Forschern der bayrischen Geschichte oft aufgefallen, dass urplötzlich mächtige und weitverzweigte Fürstengeschlechter mit grossem Grundbesitz in einer Weise aus dem umgebenden Dunkel hervortreten, dass man Familienverbände von mehreren Jahrhunderten voraussetzen muss. Diese Thatsache hat ineinandergreifende Untersuchungen hervorgerufen, welche zwar ihren Abschluss noch nicht gefunden haben, jedoch schon manchen wichtigen Fund zu Tage gefördert, so dass die Lösung noch mancher verwickelten Frage in Aussicht gestellt ist. In wie ferne die unter Gelehrten vielfach geltend gemachte Ansicht, dass einige der bojarischen Fürstenhäuser sich in den Nordgau zurückzogen, nachdem die Römer das südlich der Donau gelegene Land erobert hatten, ihre volle Bestättigung finde, wollen wir unberührt lassen: dagegen wurde erwiesen, dass mehrere Geschlechter, z. B. die Agilolfinger, unmittelbar nach der Völkerwanderung aus dem Nordgau, wo sie begütert waren, nach Südbayern gezogen (zurückgekehrt?) und dort sogleich mit ausgedehnter Macht aufgetreten seien.

In Übereinstimmung mit den legibus Bajuvariorum hat man die ältesten bayrischen Dynastenfamilien als fünf verschiedenen Hauptgruppen angehörend, erkennen gelernt und zwar:

1. Die Agilolfinger, Scheyern, Wittelsbacher, Hirschberge.
2. Die Huosi oder Hausengrafen, die Herren zu Weilheim und Andechs.
3. Die Vagana, Semtgrafen, Ebersberger, Velburger.
4. Die Annenia, Ortenburger, Hals, Formbach und Grafen zu Neuburg am Inn.
5. Das weitverzweigte Haus der Trozza oder Drozza, [1]) die Land- und Burggrafen zu Regensburg, die Grafen von Abensberg, die jüngeren Grafen von Regen, die Vohburger Pfalz- und Markgrafen; in ferner Beziehung auch die Babenberger und mehrere südöstliche Dynastenlinien.

[1]) Nach v. Koch Sternfeld soll der Name Drozza identisch sein mit dem norddeutschen „Droste" (Landdrost).

Die Heimath der Trozza, mit denen wir es zu thun haben, ist das Land zwischen Böhmen und der Donau, von hier aus verbreitete sich das Geschlecht über den Quinziggau, den Isen-, Zeitlarn-, Chiem- nnd Salzachgau aufwärts, dann den Traun und Atergau in östlicher Richtung über Österreich. Gisulf ein Trozza, der in Istrien nnd Friaul gebot und mit seinen Faren (Kriegsgefolgschaften) dem König Alboin im Jahr 568 nach Italien folgte, soll schon die Pfalzgrafenwürde an sein Haus gebracht haben.[1]) Dieser Stamm theilte sich in die Häuser der Grafen von Chiemgau, von Vohburg und Babenberg: die Stammväter der beiden letzteren Dynastien erscheinen ziemlich gleichzeitig in der Geschichte, beide in Österreich (Austria) gebietend. Wie es kommt, dass die Babenberger gewöhnlich als fränkisches oder thüringisches Geschlecht bezeichnet werden, ersehen wir aus der anliegenden Stammtafel Nr. 1, und erklärt sich durch den Umstand, dass Heinrich, Kaiser Karl des Dicken tapferer Feldherr, der 886 in der Schlacht bei Paris gegen die Normannen fiel, Markgraf von Ostfranken, sein Bruder oder Vetter Poppo aber Graf, oder wie er sich nannte, Herzog in Thüringen war. Beide stammen von Poppo Illustris, Grafen in Austria ab, der mit den Häusern Billung und Trozza verwandt war.

Anmerkung. Die Stammtafel (Nr. 1) wurde nicht weiter ausgeführt als nothwendig ist, um die Verschwägerung der Häuser Babenberg und Vohburg übersichtlich zu machen; die österreichische Babenberger Linie beruhrt die Egerer Verhältnisse in keiner Weise und wird als allbekannt vorausgesetzt.

Mit der Geschichte der Vohburger Grafen haben sich die bayrischen Geschichtforscher sehr viel beschäftigt und es sind desshalb vor allen die dortigen Quellen zu berücksichtigen. Die vorzüglichsten Abhandlungen über dieses berühmte Fürstenhaus finden sich in den Publikationen der bayrischen Akademie der Wissenschaften und zwar:

Pfeffel, Versuch einer gründlichen Geschichtsbeschreibung der alten Markgrafen auf dem Nordgau aus den Ambergisch-Vohburgischen Geschlechtern. Abthlg. der churfürstl. bayrischen Akademie d. W. I. Bd., S. 171, II. Bd. S. 49.

Tabula chronologico-diplomatica comitum ac marchionum de Vohburg, ebendaselbst. V. Bd. S. 624—639.

Scholliner, Versuch einer verbesserten Stammreihe der Grafen von Vohburg nnd Markgrafen von Cham. Westenrieders Beiträge zur vaterländischen Historie, Bd. VI, S. 1 f. f.

Freiberg, von. Über die Stammreihe der Markgrafen von Vohburg. Gelehrter Anzeiger v. J. 1838, N. 215—217.

Neben diesen gründlichen, sich gegenseitig ergänzenden Untersuchungen, denen wie schon erwähnt, Aventin's umsichtige Studien vorangegangen sind, haben Buchner und Çontzen in ihren bayrischen Geschichtswerken das Haus Vohburg eingehend besprochen.

Ferner verdienen zu Rathe gezogen zu werden:

Rudhart, älteste Geschichte Bayerns,

von Lang, Bayerns alte Grafschaften,

---

[1]) Das Reich der Longobarden etc. von J. E. Ritter von Koch-Sternfeld. Abhandlungen der königl. bayr. Akademie, 1839. Zweiten Bandes zweite Abtheilung.

8

J. E. v. Koch-Sternfeld, das Reich der Longobarden in Italien,

Siegert, C. Städte der Oberpfalz etc. Verhandlungen des historischen Vereins von Regensburg, 20. Band, 1861.

Das letztgenannte Werk enthält eine ausführliche Stammtafel der Vohburger, welche dieser Untersuchung im allgemeinen zu Grunde gelegt worden ist.

Scholliner bespricht die äussern Verhältnisse der Vohburger in umsichtiger Weise und leitet sie von Lambert, einem Sohne des Herzogs Theodo von Baiern († 680) ab, wogegen sie Aventin und Pfeffel von Herzog Arnulf I., genannt dem Bösen († 937) abstammen lassen.

Diesen gegenüber glaubt Freiberg sehr richtig, dass der Ursprung des Vohburgischen Hauses zwar viele und enge Verbindungen mit der scheyrischen Dynastie erkennen lasse, dass aber der Zusammenhang auf dem Wege der Begüterung entstanden sei. Er nimmt an, dass die Erwerbung des Nordgaues durch die Vohburger sich von der Verschwägerung mit den Grafen von Schweinfurt herschreibe, indem Beatrix, zweite Tochter des Markgrafen Otto von Schwaben, dem Diepold II. den Nordgau mit Eger zugebracht habe. [1])

Buchner untersucht diesen Theil der Frage nochmals und nennt Heinrich (1047—1091), den Gemahl der Beatrix von Schweinfurt den ersten, der urkundlich als Markgraf im Nordgau, zu Eger und Cham vorkommt.

Dieser Schriftsteller bezeichnet ferner (V. Buch, S. 8 und S. 125) die zum Herzogthum Bayern gehörigen Reichsländer, wie sie im Jahre 1180 bei Bildung des Herzogthumes von Kaiser Friedrich I. bestimmt worden waren und führt als unter herzoglich bayrischem Banne stehend nebst andern auch den Markgrafen Berchtold von Vohburg an. Bei dieser Gelegenheit äussert sich Buchner S. 13:

„ . . . auch die Markgrafen von Vohburg und Cham waren mächtiger als die Wittelsbacher und wollten gar nicht daran, dem Herzog Otto von Wittelsbach den Eid der Treue zu leisten. Doch da die Gunst des Kaisers ersetzte, was an Macht gebrach, so mögen die ebengenannten geistlichen und weltlichen Herren am Ende doch nachgegeben und dem neuen Herzog gehuldigt haben.“

Über die Verleihung des Markgrafentitels findet sich nichts Urkundliches vor, es scheint, dass derselbe den Vohburgern von Kaiser Heinrich IV. ertheilt worden sei, und zwar dem Diepold II., der in der Schlacht bei Melrichstadt 1078 fiel. Dieser Diepold kommt in zwei kaiserlichen Urkunden vom Jahr 1077 als Vermittler und Fürbitter vor und wird auch Marchio de Giengen genannt.

Dass die Grafen von Vohburg bereits lange vorher, ehe sie den Markgrafentitel führten, im Besitze aller Ländereien zwischen Naab und Regen, nahezu der östlichen Hälfte der heutigen Oberpfalz vermehrt durch das Eger- und Ellhognergebiet waren, ergibt sich schon aus dem Umstande, dass die Familie im Nordwalde ihre Heimath hatte und dass die zusammenhängende, längs der ganzen Gebirgslinie sich ausbreitende Begüterung nur durch ein Jahrhunderte hindurch dauerndes Walten in solcher Weise abgerundet werden konnte.

[1]) Hier verwechselt Freiberg den Grafen Heinrich mit Diepold II., wie aus der Stammtafel (Nr. 2) klar wird. Arnold I. und Heinrich von Vohburg hatten beide Gräfinen von Schweinfurt zu Gemahlinen, Diepold II. aber eine Gräfin von Kastl und Villingen.

Als Stammvater der Vohburger Grafen erscheint Machelm, Herr zu Wels, ein Zeitgenosse des Billung, der in Oberöstreich, im Salzachgau und im Nordwalde Besitzungen hatte.

Die Ableitung der Vohburger von dem bayrischen Herzogshause der Scheyern, welche Aventin aufstellt und die von Pfeffel und Scholliner festgehalten wurde, ist durch die neuesten Forschungen nicht bestättigt worden, obwohl beide Geschlechter seit uralter Zeit miteinander verschwägert und aufs engste verbunden waren. Soweit die Stammreihe der Vohburger Grafen bisher ermittelt werden konnte, findet sie sich in der Geschlechtstafel Nr. 2 zusammengestellt, wobei es sich von selbst versteht, dass die unmittelbare Abstammung nicht immer nachgewiesen werden kann.

Die engere Geschichte der Vohburger Grafen zeigt eine ununterbrochene Reihe von Befehdungen und Kämpfen, bald unter sich selbst, bald gegen die vordringenden Slaven, welche wahrscheinlich nur durch die Anstrengungen dieses mächtigen Geschlechtes aus den Gauen von Eger und Cham zurückgeworfen wurden.

Wie in früherer Zeit die Familie der Trozza stets auf Seite der fränkischen Könige und gegenüber den Agilolfingern stand, so hielten später die Vohburge treu an den Kaisern gegenüber den Bestrebungen des scheyrischen Hauses. In den Kämpfen der Kaiser Heinrich IV. und V. zeichneten sich die Vohburge besonders aus und Diepold II., der sich auch Markgraf von Gingen nennt, fiel in der Schlacht bei Melrichstadt 1078. Auch Gelehrte hat das Vohburgische Geschlecht aufzuweisen, so Arnold von Vohburg, im Jahr 1050 Prior im Stifte S. Emmeran, der ein Werk über sein Kloster und ein zweites über die Wunder des heiligen Emmeran geschrieben hat, und Eberhard von Vohburg, Bischof von Eichstädt 1098—1112.

Der erste Graf, welcher sich nach dem am Ufer der Donau gelegenen Schlosse Vohburg nannte, ist Arnold I., der gegen 970 in der Naab ertrank. Wegen der unmittelbaren Nähe von Vohburg und Geisenfeld, in welch letzterem Orte die uralten und mächtigen Grafen von Semt und Ebersberg ihren Sitz und ihre Grabesstelle hatten, wollten einige neuere Schriftsteller die Vohburge von den Semtgrafen ableiten, allein gültige Belege sind bisher noch nicht beigebracht worden.

Mit Diepold III. (1096—1146), dem Gründer von Reichenbach und Waldsassen, stirbt die Egerer Linie im Mannsstamme aus. Diepold IV., der schon 1132 starb, war nach einigen ein Sohn, wahrscheinlich aber ein Neffe des Diepold III.; von diesem leitet sich die später auftretende Markgrafenlinie ab. Der schon genannte Berchtold II. († 1209) war der letzte der Vohenburgischen Agnaten, welcher diesen Hausnamen führte, sein Bruder Diepold VII. gelangte durch Heirath in Besitz der Herrschaft Hohenburg und nannte sich wie seine Nachkommen Graf von Hohenburg. Diepold VII. hatte vier Söhne, welche bei Kaiser Friedrich II. in hohem Ansehen standen und deren ältesten Berchtold, Markgrafen von Hohenburg und Vohburg, er zum Statthalter in Sicilien und zum Vormund des unglücklichen Konradin ernannte. Weil Graf Berchtold später die Partei des Papstes Innocens ergriff, liess König Manfred alle vier Brüder in einen Kerker werfen und wahrscheinlich hinrichten. Mit ihnen erlosch das Haus Vohburg in seinen letzten Verzweigungen.

Die vohburgischen Güter auf dem Nordgau waren theils Erbgüter, theils Lehen und bestanden aus drei Gauen: dem Egergau (Pagus Egire), dem Chamgau (Pagus Chambriche) und

der Mark Nabburg oder Nappurg. Der Egergau kommt in bayrischen Urkunden erst im Jahre 1182, die Stadt Eger 1061 vor: indess wird der Ort bei Gelegenheit der in Nürnberg im Jahr 915 errichteten Reichsvogtei genannt. Seiner geographischen Richtung nach schliesst sich der Egergau weniger an Franken, als an die Oberpfalz an, wie denn das nächstgelegene Stift Waldsassen von je zu dieser Landschaft gezählt werden ist: die wichtigsten Orte des Egergaues waren ums Jahr 1200: Eger, Falkenau, Ellbogen, Königswart, Kinsberg, Liebenstein, Thierstein, Wildstein, Asch mit seinem Bezirke, Weiden, Parkstein, Selb, Bernstein, Schönwald, Neuhaus am Wald, Neuberg, Arzberg, Altenteich, Pfaffenreuth und noch viele andere.

Die Marchia Nappurg kommt urkundlich 1040, die Stadt Nabburg schon 798 zu Zeiten der Agilolfinger vor. Kaiser Heinrich der Finkler hielt sich im Jahre 930 am 30. Juni in dieser Stadt auf, als er gegen die Mähren zu Felde zog. Die Mark, oder der Nabburggau umfasste die Quellen der Haid- und Waldnaab (Surbana und Crumbanaba), reichte bis gegen Amberg hin und schloss gegen Süden an den Chamgau an.

Der Chamberich, die Markgrafschaft Cham wird noch früher als der Nabburggau genannt und war ein Theil der ungeheuren fränkischen Ostmark, welche nach dem Tode Adalberts von Babenberg getheilt wurde. Zum Chamberich gehörten neben der Hauptstadt Cham die Städte und Flecken: Eschelkam, Furth, Kötzting, Runding, Waldmünchen, Schönthal, Nittenau, Walderbach, Reichenbach, Wetterfeld, Roding und andere. Wie man sieht, breitete sich dieser Gau längs des Regen, von seinem Ursprunge an bis zur Donau aus und umzog das Regensburger Gebiet an der Nordseite. Die Stadt Cham gilt als die älteste im ganzen Böhmerwalde und war schon dem Claudius Ptolomaeus bekannt, der hier die Parmaecampi wohnen lässt, von welchen der ganze Landstrich den Namen erhielt. Cham war in den Jahren 940, 1040, 1041 Sammelplatz der deutschen Heere in den böhmischen Kriegen und spielte überhaupt in Friedens- wie Kriegszeiten eine sehr wichtige Rolle. Nach dem Tode des Markgrafen Berchtold von Vohburg fielen Cham und Nabburg Berchtolds Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Otto von Wittelsbach zu und gelangten so durch Erbschaft an ihren Bruder Herzog Ludwig von Bayern.

Die an der Donau liegende Grafschaft Vohburg umfasste einen grossen Theil der rechts und links des Stromes liegenden Orte, das Schlossgebiet von Vohburg, Irsching, Ilmersdorf, Rockling, Münchsmünster, die aus den Nibelungen bekannte Grenzerfahr Mehring, Au, Menning, Demling, Köschieg u. a. m.

Aus dieser Zusammenstellung, die allerdings noch manche Lücken zeigt, geht als unwiderlegbare Thatsache hervor, dass die Herren von Vohburg lange vor dem Jahre 1000 im Besitze eines zusammenhängenden Ländergebietes waren, welches sich vom Fichtelgebirge und Erzgebirge an längs der Flüsse Regen und Naab bis an die Donau hinzog, dass sie sich früher Pfalzgrafen nannten und mit der Markgrafenwürde wahrscheinlich durch Kaiser Heinrich IV. betraut worden seien. Dass sich die Vohburger bald nach dieser bald nach jener Besitzung nennen, hat zu mancherei Irrthum Anlass gegeben, indem der eine sich als Markgraf von Gingen in Würtemberg, der andere als Herr zu Neumarkt und Ammerthal und wieder ein anderer als Markgraf von Nabburg und Cham bezeichnet, bis die Letzten den Titel Markgrafen von Hohenburg annehmen. Der Umfang der sämmtlichen Vohburgischen Besitzungen konnte bis heute noch nicht

vollständig ermittelt werden, woran zum Theil die Eifersucht der alten bayrischen Herzoge, zum Theil die aus der Hohenstaufischen Verbindung herrührenden Wirrnisse Ursache sein mögen.

Es wurde nämlich durch die Verfügungen des Kaisers Friedrich I. das grosse Vohburger Gebiet in der Art getheilt, dass Eger mit Elbogen einerseits und Waldsassen anderseits je zu unmittelbaren Reichsländern erhoben wurden, während die Grafschaften Cham und Nabburg mit dem Stammsitze Vohburg ungeschmälertes Eigenthum des markgräflichen Hauses blieben.

Es drängen sich nun von selbst zwei Fragen auf, die auch für unsere archäologische Untersuchung von Bedeutung sind, nemlich: welche Gründe bewogen den Kaiser Friedrich, sich von seiner ersten Gemahlin scheiden zu lassen; und wie kommt es, dass ein grosser Theil der Vohburgschen Besitzungen trotz erfolgter Scheidung bei dem Hause der Hohenstaufen verblieb?

Das Urtheil, welches Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen abgibt, haben wir schon bei Gelegenheit der Schlosskapelle mitgetheilt: wenn es für den Kaiser beschönigend lautet, haben andere Schriftsteller ihn desto mehr der Habsucht und gewissenlosen Bereicherung seiner Familie angeklagt. Erwiesen ist, dass Friedrich zur Zeit seiner Scheidung bereits bei dem griechischen Kaiser Emanuel um die Hand der Prinzessin Maria anhielt und dass er, als die Unterhandlungen sich zerschlugen, sogleich die reichste Erbin im westlichen Europa, Beatrix von Burgund, herauswählte.

Köhler in seiner Reichshistorie, Seite 180 sagt, dass die Verstossung seiner Gemahlin aus Habsucht des Kaisers geschehen sein dürfte: in ähnlicher Weise sprechen sich J. Schaller, Pröckl, Grassold und auch Scholliner aus. Dieser Letzte behandelt die Frage in Westenrieders Beiträgen, Bd. VI, S. 35 u. ff. also: „dass zwar die Auflösung der Ehe des Kaisers aus dem ostensiblen Grunde der Blutsverwandtschaft nach den damaligen Kirchengesetzen erfolgt ist, dass aber der mit der burgundischen Prinzessin zu erhaltende Brautschatz wohl die wahre Lockspeise gewesen sein möge, welche Friedrich von seiner ersten Gemahlin abwendig und gegen die andere lüstern gemacht habe.“

Über den Umstand, dass Friedrich die Vohburgischen Güter behielt, schreibt derselbe Geschichtsforscher weiter: „War auch auf diese Weise die erste Ehe ungültig, mit welchem Rechtsscheine konnte Friedrich nach geschehener Scheidung den erhaltenen Brautschatz zurückbehalten und seinem Sohne Konrad mittheilen? Dieses ist eine andere Frage, die ich lieber von einem andern untersucht wünsche, als selbst zu beantworten übernehmen will. Sollte etwa eine unmässige Habsucht dieses Hohenstaufen die Rückgabe an die minder mächtigen Grafen von Vohburg verhindert, oder diese sich nicht getraut haben, denselben von einem so mächtigen Kaiser zu fordern? Oder hat etwa Friedrich statt des Egerischen Bezirkes mittels eines gleichmässigen Umtausches (Acquivalent) an seinen Ministerialen Thiedo von Ravenspurg ausgesteuert. Dieses kann ich aus Mangel nöthiger Kenntnisse nicht bestimmen und muss es andern überlassen.“

Einen weitern Aufschluss gewährt ein aus dem Kloster Waldsassen herrührendes Manuscript, welches sich gegenwärtig im Archive des historischen Vereins zu Regensburg befindet, dessen Verfasser dem Stifte angehörte, und der, wie sich aus allem ergibt, das reiche Stiftsarchiv zu einer Zeit benützte, als es noch vollständig beisammen war. Wenn der anonyme Verfasser sich nicht immer klar auszudrücken versteht und manchmal im Eifer Wahres mit Falschem vermengt, verdienen seine Nachrichten überall, wo die Interessen des Stiftes nicht angegriffen werden, volle Beachtung. Hier erfahren wir S. 8:

„Als Anno 1153 durch die apostolischen Legaten die Ehe für ungültig erklärt wurde, heirathete sie (Adelheid) Theodorum Grafen von Ravensburg in Schwaben, einen Mann von grosser Macht und führnehmen Herkommen, nachdem sie dem Kaiser Friedrich die Städte Eger, Floss und Ellbogen, welche sie als Heirathgut mitbrachte, käuflich überlassen hatte."

Diese Nachricht erscheint um so glaubwürdiger, als der Verfasser die Handlungsweise des Kaisers nicht billigt und ihn überhaupt scharf beurtheilt, wie folgende Stelle zeigt:

„Dem Diepold III. folgte sein Bruder Berchtoldus III., ebenfalls im Zürcher Turnier berühmt, Graf von Vohburg, Eger und Neumarkt. Überdiess wurde die bisherige Grafschaft Vohburg 1179 von Friedrich I. Kaiser zum unmittelbaren freien Reichsstand und er der Kaiser zum ersten Herzog von Vohburg erhoben.[1])

„Um diese Zeit hat ebenfalls der nehmliche Kaiser Henricum Leonem des Herzogthums Bayern beraubt, die Grafschaft Vohburg, die bisher Bayern untergeben war, von der bayrischen Jurisdiktion befreit und unmittelbar dem Reiche unterworfen, die Stadt Eger zur freien Reichsstadt gemacht, item Steyer, Istrien, Kärnthen und Tirol von Bayern getrennt und zum unmittelbaren Reichsland erhoben, endlich folgendes Jahr das Herzogthum Bayern dem Otto von Wittelsbach verliehen." [2])

Wenn auf diese Weise die wahrscheinlichste und für alle Theile ehrenhafteste Ursache, wie Eger in hohenstaufischen Besitz gelangte, ermittelt zu sein scheint, haben wir noch beizufügen, dass das hohenstaufische Haus bereits vor der Verheirathung des Kaisers Friedrich mit Adelheid im Egerlande begütert war. Wahrscheinlich ist, dass Gertrudis, Gemahlin des Kaisers Konrad III., eine Tochter des Grafen Berengar von Sulzbach, zu ihrer Ausstattung Liegenschaften in der Nähe von Waldsassen erhielt, welche sich auf ihren Sohn, Friedrich IV. Herzog in Schwaben und zu Rothenburg vererbten. Dieser Herzog schenkte dem Kloster Waldsassen mittels Urkunde 12 Häuser in Watzenreut (wovon 11 der Stadt Eger, eines der Kreuzherrenkommende zuständig), indem er sagt: „predium meum vocatum Wazcegenruth, cum omnibus que ad illud pertinent eo iure eaque libertate, qua cetera beneficia a marchione Tiebeldo eus loci fundatore eidem ecclesie collata et a patre meo confirmata sunt." [3])

Noch viele andere Belege bestättigen, dass die Hohenstaufen ringsum in der Gegend Besitzungen hatten und es war daher ein natürlicher Wunsch des Kaisers, diese Güter abzurunden, so dass weder ihm der Vorwurf der gewissenlosen Habsucht noch seiner Gemahlin der des Ehebruchs gemacht werden darf und das Verbleiben Eger's bei dem Hohenstaufischen Hause sich ohne Zugrundlegung eines Gewaltstreiches erklären lässt.

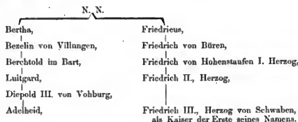
---

[1]) Hier sind die Besitzungen Egergau mit Ellbogen und Floss verstanden. Dass die Territorien von Vohburg, Cham und Nabburg beim Stammhause verblieben, wurde schon gezeigt; auch spricht der Verfasser des Manuscripts selbst in der Folge aus, dass er unter obigem nicht den ganzen Vohburgischen Besitz verstehe.

[2]) Die Kunde von diesem oft leidenschaftlichen und nicht ganz richtigen, jedenfalls aber sehr interessanten Manuscripte verdankt der Verfasser dem Vorstande des historischen Vereins in Regensburg, Herrn Justiz- und Domänen-Rath J. Mayer. Das Manuscript führt den Titel: Pulveres sacri collecti in urna Waldsassensis monasterii, seu topographia posthuma Waldsassensis olim monasterii, anno 1803 iterato oppressi.

[3]) Einen Auszug aus dieser Urkunde verdanke ich nebst vielen interessanten Notizen der Güte des Herrn Reichsarchiv-Rathes Muffat in München.

Eigenthümlich ist die Geschlechtstafel, welche den päbstlichen Gesandten vorgelegt wurde, um die Ehescheidung zu erwirken und die Verwandtschaft zwischen Friedrich und seiner Gemahlin Adelheid darzuthun; indem ein ungenannter Urahnherr der Vater des ältesten Friedrich von Büren und von einer Bertha (die im vierten Grade Urgrossmutter der Adelheid war) sein sollte. Wir theilen diese Ableitung mit:



Stählin bemerkt sehr richtig, dass die Ehe, wenn Adelheid eine Ehebrecherin gewesen, mit viel weniger Förmlichkeit wäre gelöst worden, [1]) fasst dann die Ehescheidungsgründe bündig zusammen und glaubt, dass der Hauptgrund, welcher den Kaiser zur Scheidung bewog, zunächst die Unfruchtbarkeit seiner Gemahlin gewesen sei. Wir theilen gleichfalls diese Ansicht und erkennen in dem Verfahren Friedrichs einen Zug, der allen den gewaltigen weltenstürmenden Männern eigen ist: nämlich eine ausserordentliche Begierde, Leibeserben zu erhalten. Man begegnet von Alexander bis auf Napoleon derselben Erscheinung, weshalb Shakespeare sehr bezeichnend den Caesar bei der Feier des Luperkalienfestes zu Antonius und Calpurnia sprechen lässt:

„Caesar. Calphurnia —
Calp. Here my Lord.
Caes. Stand you directly in Antonius way,
When he doth run his course — Antonius —
Ant. Caesar, my Lord.
Caes. Forget not in your speed, Antonius,
To touch Calphurnia; for our elders say,
The barren touched in this holy chace,
Shake off their steril curse."

Julius Caesar, I. A. 2 S.

Dass Kaiser Friedrich nicht günstig gegen die Vohburger gestimmt war, ist Thatsache; die Zurücksetzung Berchtolds und seine Unterordnung unter den an Rang und Macht unbedeutenderen Otto von Wittelsbach, dann die Vernachlässigung der übrigen Agnaten, welche doch des Kaisers Verwandte waren, sprechen dessen Widerwillen deutlich aus.

Von dem Vorwurfe der Habsucht wollen wir den Barbarossa nicht frei sprechen, weil wir diese vollkommen gerechtfertigt und durchaus nothwendig finden: bekannt mit den Schwächen

[1]) Stälin, Geschichte von Würtenberg. II. Th. S. 91.

des Reiches sah Friedrich vollkommen ein, dass er ohne Geld und ohne Hausmacht ein willenloses Spielzeug seiner Grossen sei und immer bleiben werde. Bei seinem Streben, eine geordnete und feste Regierung zu gründen, musste er stets gegen innere und äussere Feinde gerüstet sein; sein Trachten ging ununterbrochen dahin, dem Reiche den heute noch fehlenden Mittelpunkt zu verschaffen und als diesen scheint er Nürnberg ausersehen zu haben. Ost- und westwärts von dieser Stadt sollte sich eine hinreichende Hausmacht quer durch Deutschland ausbreiten, um der uralten Zerklüftung kräftig entgegenwirken zu können. Daher die Wichtigkeit, welche der Kaiser den in der Mittellinie Deutschlands liegenden Besitzungen Gelnhausen, Rothenburg und Eger beilegte, warum er die letzte Stadt durch viele Freiheiten zu fesseln suchte und daselbst die grossartigsten Bauten aufführen liess. Auch der oftmalige Aufenthalt Friedrichs in Eger spricht dafür, dass er diesen Platz als besonders wichtig zur Förderung seiner Plane erkannte, wenn auch die ungeheuren Wälder ihn als einen der rüstigsten Waidmänner mächtig gelockt haben mögen. Wie oft und wie lange Friedrich als Herzog von Schwaben sich in Eger aufgehalten, ist nicht bekannt, nach den im Umlauf befindlichen Sagen scheint er eine besondere Vorliebe für die Gegend gehabt zu haben. Friedrichs Schalksnarr und sein Löwe, den er aus dem Orient mitbrachte, waren an der Uhr des alten Rathhauses angebracht als Zeichen, dass Beide in Eger ihren Tod gefunden haben.

Späterhin hat der Kaiser noch oft die von ihm bevorzugte Stadt besucht und namentich im Jahre 1179, zur Zeit als das Kloster Waldsassen durch Bischof Kuno II. von Regensburg eingeweiht wurde, längere Zeit in Eger verweilt. [1]) Ferner wohnte Friedrich hier in den Jahren 1183 [2]) und zweimal im Jahre 1188, [3]) wo er am 3. Juni anwesend war und dann das heilige Weihnachtsfest in Eger feierte.

Im Jahre 1155 übergab der Kaiser die Herzogthümer Schwaben und Franken so wie den abgerundeten Eger'schen Bezirk seinem Vetter Friedrich IV. von Rothenburg, der, wie wir wissen, bereits im Egerland begütert war, aber schon im Alter von 22 Jahren in Italien an der Pest kinderlos starb. Da dieser Fürst den Kaiser als Erben eingesetzt hatte, theilte derselbe den grossen Besitz zwischen seinen eigenen Söhnen und gab dem zweitgebornen Friedrich V. das Herzogthum Schwaben; dem dritten aber, dem Herzoge Konrad, Rothenburg, Würzburg und die Egerlande.

Die Egerer Burg verblieb immer eine kaiserliche Pfalz, ein Palatium oder Castrum imperatoris, wo Kaiser Heinrich VI. von Schwaben am 1. Januar 1183, am 25. Dezember 1189 und am selben Tage des Jahres 1192, dann im Juni 1197 Hof hielt.

König Philipp und Kaiser Friedrich II. weilten ebenfalls oft und gerne auf der Egerer Burg, der erste in den Jahren 1198, 1203, 1205 und zuletzt 1208 am 9. März, also wenige Wochen vor seiner Ermordung durch Otto von Wittelsbach. [4]) Kaiser Friedrich II. der Hohenstaufe, welcher nie lange und wie die Deutschen sagten, nicht gerne in Deutschland weilte, scheint den

---

[1]) Brenner, Geschichte des Klosters Waldsassen. — Rauch, rerum austr. script. T. II, pag. 207. Hier wird die Burg „curia nostra apud Egram" in einer kaiserlichen Urkunde genannt.

[2]) Monumenta boica, T. 8, pag. 518. Die Burg wird als: „castra imperatoris" angeführt.

[3]) Godefredi monachi annal. T. I, pag 350.

[4]) Am 21. Juni 1208 in Bamberg ermordet. — Brenner, Gesch. v. Waldsassen. Bruschii Chronologia Monast. Germ. — pro monasterio Waldsassen anno 1208, 9. Cal. Martii.

Aufenthalt in Eger ganz besonders geliebt zu haben, so oft kam er nach Eger, wo er manchmal längere Zeit verblieb; er bewohnte das Schloss in den Jahren 1212, 1213, 1215 und 1219, dann 1223, 1224, 1232, 1234 und 1237. Bei Gelegenheit dieser Hoflager verpfändete er das zur Reichsstadt erhobene Eger an Herzog Ludwig, Pfalzgrafen bei Rhein, der persönlich anwesend war. Ein noch vorhandenes Verzeichniss [1]) der verpfändeten Ortschaften (das bereits mitgetheilt worden ist) beginnt: „Als man zelt 1213 Jhar, Ist die Statt Eger versetzet wordn Pfalzgraff Ludwigen bei Reyn, Hungerischen und Behemischen könig umb 44000 Mark Silber etc.“ —

Auch des Hohenstaufen ungetreuer Sohn, Herzog Heinrich VII. von Schwaben, theilte die Vorliebe seiner Vorfahren und bewohnte die Burg 1223, 1224, zuletzt 1234, wo er längere Zeit verweilte, so dass es den Anschein hat, er habe hier mit seinen Mitverschwornen Berathungen gehalten.

Zur Zeit Heinrich VI. wurde die Egerer Burg beinahe ein ganzes Jahr hindurch in unfreiwilliger Weise bewohnt von dem Bischofe und spätern Herzog Heinrich Bretislav, welcher so lange in Heinrichs VI. Haft verbleiben musste, his Bretislav die Letzterem, für seine Hilfe versprochene Summe von 6000 Mark Silbers entrichtet hatte. Dieser nicht vom Glück begünstigte Fürst, Heinrich Bretislav liess sich im Jahre 1197 noch einmal wegen ausgebrochenen Unruhen von Prag nach Eger bringen, wo er am 14. Juni desselben Jahres starb.

Der glänzende König Ottokar residirte im Jahre 1266 längere Zeit zu Eger, bestättigte der Stadt ihre Privilegien, gewährte sogar neue und erwarb sich die Zuneigung der Einwohner in so hohem Grade, dass sein Andenken noch heute fortlebt. Darauf erwählte Kaiser Rudolf I. der Habsburger die alte Hohenstaufen-Burg zum Lieblingssitze, um mit seinem Schwiegersohne dem König Wenzel II. Zusammenkünfte halten zu können.

Rudolf I. bewohnte 1285, 1286, 1288 und 1290 jedesmal auf längere Zeit die Burg, versammelte bei seiner ersten Anwesenheit einen glänzenden Hof, um die Einweihung der neuen Minoriten- (Franziskaner-) Kirche zu feiern, worauf im nächstfolgenden Jahre die Verbindung seiner Tochter Jutta mit Wenzel II. in Eger stattfand. Nach König Wenzel, der, wie wir wissen, sich dem Schlosse gegenüber jenseits des Flusses eine Burg (die Wenzelsburg) erbaute und öfters hier anwesend war, bewohnten auf längere oder kürzere Zeit Kaiser Albrecht (1306) und Kaiser Ludwig der Bayer (1318) das Egerer Schloss. Der Letztere versetzte Eger an König Johann von Böhmen, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, dass die Stadt zu allen Zeiten bei dem deutschen Reiche zu verbleiben habe.

Nach dieser Verpfändung residirten König Johann und seine Gemahlin Elisabeth einigemale zu Eger, so 1318, 1322, 1335, und hier schloss Heinrich der Jüngere, Herzog in Niederbayern, den Ehevertrag mit Margaretha, König Johann's Tochter. Karl IV. besuchte Eger in den Jahren 1348, 1358, 1370, 1375 und 1376, bewohnte immer die Burg, scheint sich aber mehr um anderweitige Staatsgeschäfte als um die Stadt bekümmert zu haben, in welcher er, der baulustigste Regent seiner Zeit, nicht ein einziges Andenken hinterlassen hat. König Wenzel IV. hielt 1389 und 1397 in Eger Hof, wobei er das Schloss „Unser Hans“ nennt. Kaiser Sigismund und König Poděbrad waren die letzten Herrscher, welche die Kaiserburg in ihre Mauern aufnahm: der erstere bewohnte 1431, 1433 und 1437, der zweite 1459, 1460, 1461 und 1467 das Schloss, welches im

[1]) Im Stadtarchiv.

Verlaufe der Hussitenstürme eben so viel von seinem Glanze verloren hatte, wie die Stadt Eger selbst. Spätere hohe Besuche erwählten nicht mehr die Burg, sondern andere Stadtgebäude zur Wohnung; das Schloss wird immer mehr verlassen und nur die Ermordung der Waldsteinschen Gefährten wirft nochmal ein trauriges Streiflicht auf das Denkmal, das von nun an seinem unaufhaltbaren Verfalle zueilt.

Die vielen hohen Besuche und Hoflager brachten einen ausserordentlichen Wohlstand in die Stadt, welche von den Hohenstaufen zur Reichsstadt erhoben, bald ein mächtiges Patriziat entwickelte, wie es nur eine der Hauptstädte Deutschlands aufweisen konnte. Ein nicht unbedeutender Theil des bayrischen und böhmischen Adels ging aus Eger hervor, so die Schlick, die Junker und andere, die noch jetzt im Egerlande begütert sind.

Nach unendlichen Drangsalen und Nöthen, welche der dreissigjährige Krieg und die Stellung als Grenzfestung über die Stadt gebracht haben, fand im Laufe dieses Jahrhunderts ein sehr erfreulicher Aufschwung statt, theils durch das Aufblühen des bis in die neueste Zeit zu Eger gehörenden Franzens-Brunnens (Franzensbad), theils durch den regen Verkehr, welchen die umliegenden grossen Badeorte herbeiführen. Die in wenigen Monaten vollendeten Eisenbahnen nach der Donau einerseits und nach Sachsen anderseits werden Eger in Bälde einen Wohlstand anführen, wie ihn schwerlich die Hohenstaufenzeit kannte: ob zum Vor- oder Nachtheile, wird die Zeit lehren.

Die Untersuchungen über den ältesten Theil der Geschichte Eger's sind im höchste Grade durch eine Reihe besonderer Umstände erschwert, wesshalb die Chronisten sich nur ungerne mit dem Alterthume der Stadt befasst haben.

Zu den grossen Hemmnissen der Geschichtforschung gehört namentlich die Zerstückelung des einst abgerundeten Vohburgischen Besitzes und die durch diesen Besitz späterhin mitten hindurch gezogene Landesgrenze zwischen Bayern und Östreich, welche Jahrhunderte hindurch mit grosser Strenge überwacht wurde und beinahe einer Absperrung gleichkam. Hiedurch wurden die Erinnerungen an den alten Länderverband gestört und das Interesse zwischen dies- und jenseits hat sich vollkommen verloren.

Während in den rhätischen Alpen jeder Hirtenknabe von den gewaltigen Montforten zu erzählen weiss und sich in jedem Bauernhause des südlichen Bayerwaldes das Andenken an die längst ausgestorbenen Grafen von Bogen eben so lebendig erhalten hat, wie jenseits im Moldauthale das an die Rosenberger Herren; weiss im Ellbogner- und Egerbezirke kaum der Gelehrte, dass in diesen Gauen einst die Herren von Vohburg geboten, die Wildniss ausgerodet und Städte und Dörfer angelegt haben. Dazu kam die gänzliche Trennung des ehemals mit Eger eng verbundenen Stiftes Waldsassen und die Aufhebung dieses Klosters, von dessen bis in die früheste Zeit hinaufreichenden Archiven vieles unwiederbringlich verloren gegangen ist.

Auch der grosse Brand vom Jahre 1270, der die ganze Stadt sammt dem Rathhause und allen Dokumenten in Asche legte, hat eine unausfüllbare Lücke in der Geschichte Egers zurückgelassen, welche um so empfindlicher ist, als dieses Ereigniss in Ottokars Zeit fällt, der unter den böhmischen Regenten zuerst Ansprüche auf das Egerland machte.

Die zweimalige Verpfändung der Stadt und die schwankende Stellung, welche sie als Reichsstadt hiedurch erhielt, konnten die Verhältnisse nur im höchsten Grade verwirren: bald von Bayern, bald von Böhmen in Anspruch genommen und seiner unabhängigen Stellung beraubt, spann sich die zweifelhafte politische Lage eigentlich bis zu Ende des dreissigjährigen Krieges fort.

Ähnlich wie mit den politischen, verhielt es sich auch mit den kirchlichen Verhältnissen: Eger gehörte bis in die neuere Zeit zum Regensburger bischöflichen Sprengel, ein Umstand, der vieles beitrug, die Urkunden in allen Richtungen zu zerstreuen.

Von den deutschen Geschichtforschern oft den böhmischen Städten beigezählt und desshalb nicht gehörig beachtet, geschah es auch, dass böhmische Schriftsteller manche Fragen umgingen, deren Erledigung durch die Deutschen sie als vollendete Thatsache annahmen. Es kann daher nicht auffallen, dass man sich in neuester Zeit vielfach mit den Verhältnissen eines so eigenthümlich gelegenen und ausgestatteten Grenzgebietes beschäftigt hat, welches durch geographische Lage, Geschichte, Sitten, Einrichtungen und Kunstdenkmale gleich ausgezeichnet ist.

Inhalt.

Verzeichniss der Illustrationen.

Angabe

der hauptsächlichsten handschriftlichen und gedruckten Quellenwerke oder Sammlungen über die Stadt Eger.

Archiv der Stadt Eger.
Archiv der Burg allda.
Archiv des Dominikanerklosters.
Archiv des Franziskanerklosters.
Archiv der Kreuzherrenordens-Kommende.
Archiv des Schlosses Königswart.
Chronik, anonyme, von Eger, bis 1634.
Chronica Besoldi Clementis Egrensis.
Chronik des Bartholomäus Eberhard, k. k. Obristwachtmeister, 1718.
Chronik des Pankratius Engelhard von Haselbach, 1580.
Chronik des Thomas Funk, Bürgermeister in Eger, 1743.
Chronik des Salomon Gruber und Habermann.
Chronik des Karl Huss.
Chronik von Georg Andreas Minetti, Rathsmann in Eger.
Chronik des Michael Schlecht, Archivar zu Eger, 1742.
Chronik des Friedrich Sergius, Franziskaner zu Eger, 1743.
Chronik des Jeremias Krieglstein.
Chronik der Rathskanzlei.
Waldsassische Urkunden im Stadtarchiv.
Pulveres sacri collecti in urna Waldsassensis monasterii etc. im Besitz des historischen Vereines in Regensburg.
Archiv des Klosters Waldsassen, in München.
Brenner, Joh. Bapt., Geschichte von Waldsassen, Nürnberg.
Grassold, P. Anton, jubilirter Professor in Eger. Beschreibung der Burg zu Eger, 1831. (Aus dessen Nachlasse.)
Grassold, P. Anton, Nachlass. Sammlungen über die Geschichte der Stadt und die Lehranstalten, (handschriftl. Nachlass.)
Pröckl, Vinzenz, Eger und Egerland, 1846.
Pröckl, V. Handschriftlicher Nachlass.
Urbanstadt von, Geschichte der S. Nikolauskirche in Eger. (Manuscript).
Grüner, Sebastian. Handschriftlicher Nachlass: Sitten und Gebräuche im Egerlande, ferner „Beiträge zur Geschichte der Stadt Eger und des egerschen Gebiets." Prag 1843.

ls I.

M. *)

n Hauses.

Heinrich,
Markgraf von 980—1017.

Poppo,
Ischof von Trier,
† 1047.

Albert I.,
Markgraf in Östreich,
1018—1056 †.

Otto,
Markgraf seit 1017,
Herzog von Schwaben, † 1057. ***)

Die Nachfolger Albert's weiter auszuführen, erscheint hier überflüssig.

Elica,
Äbtissin.

Beatrix, † 110
Gemahl Heinrich Ma
von Vohburg und Sch

Reitza,
Gemahl des Grafen Bertold von Villingen.

Eberhart,
Bischof von Eichstädt, 10

Gebhart II., † 1188.
Gemahlin Kathlin Mechtilde von Baiern.

Berengar II.,
† 1167.

*) Poppo II. ist Stammvater der M

**) Leopold I. ist Stammvater der

***) Mit Otto stirbt die Linie Babenb

afen von Vohburg.

Zeitgenosse
Billung c. 770.
Stammvater der Markgrafen von Babenberg und der alten Herzoge von Thüringen.

mes,
se die Ortschaften Munolfing und Tistet,
Vohburg.

86—821.
Haunsberg.

Ortlep.

Wilhelm, 833—858. | Hilpung. | Wezzilo. | Machelm.

7.
Kloster Emmeran.

Wezzilo,

t) I.
970 in der Naab.
Berthold von Schweinfurt.

urg.

Berthold. | Diepold I., 1059. Gemahlin eine Gräfin von Tengling. | Alruna, 1036. | Hedwig.

Heinrich, 1047—1091. Gemahlin Beatrix von Schweinfurt. | Diepold II., Markgraf von Gingen und Vohburg, † 1078 in der Schlacht von Melrichstadt, Gemahlin Luidgard, Gräfin von Kastl und Villingen. | Cuno † 1104. | Hedwig.

Eberhard, 1098—1112. Bischof zu Eichstädt. | Diepold III., 1096, † 1146. Stifter der Klöster Reichenbach und Waldsassen. | Conrad, 1120. | Emma.

1132.
Mathilde von Scheyern.

Adelhaid,
Gemahlin des Kaisers Friedrich I.

166.

Cunigunde,
Gemahlin des Markgrafen Ottokar V. von Steyer.

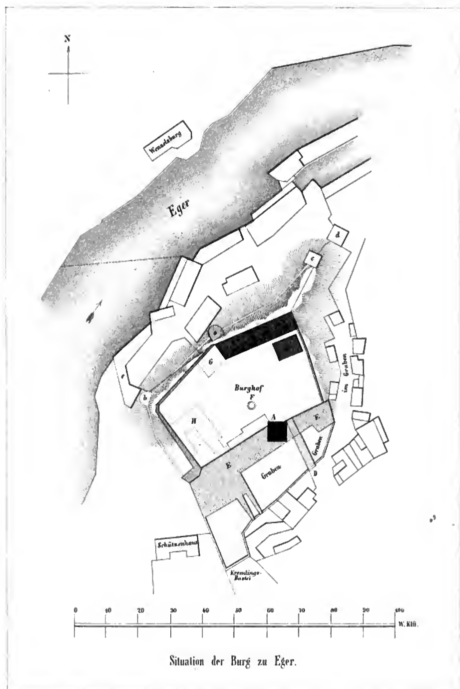
I.,
Graf von Hohenburg.

Ludwig, Markgraf von Hohenburg, Herr von Montfort in Apulien. | Diepold VIII., Markgraf von Hohenburg.

d mit ihnen erlosch der Vohburgisch-Hohenburgische Stamm.

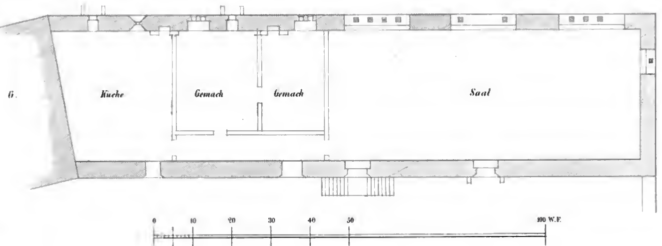


Nördliche Ansicht der Burg zu Eger



Situation der Burg zu Eger.





Grund und Aufriss des Saalbaues auf der Burg zu Eger.

Fig. 1



Fig. 2



Fig. 3

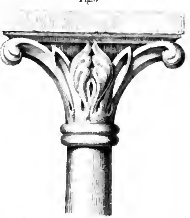


Fig. 4





Fig. 6

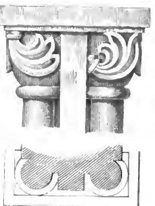


Fig. 5





Details des Saalbaues.

Taf. V.



Der Schlosshof zu Eger

Fig. 8

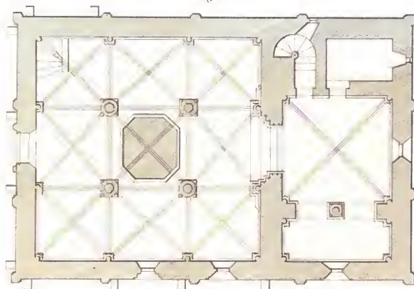
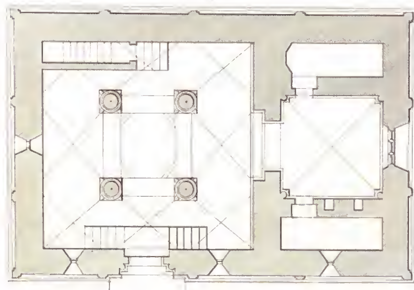
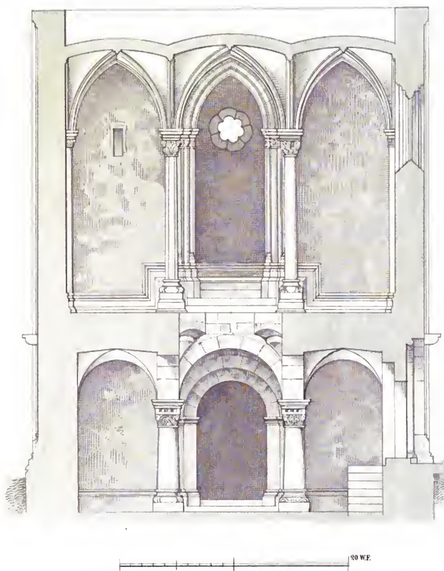


Fig. 7.



30 W. F.

Oberer und unterer Grundriss der Doppelkapelle zu Eger.



Querschnitt der Doppelkapelle.

Fig. 9

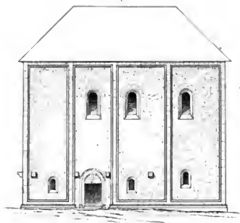
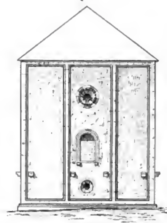


Fig 10



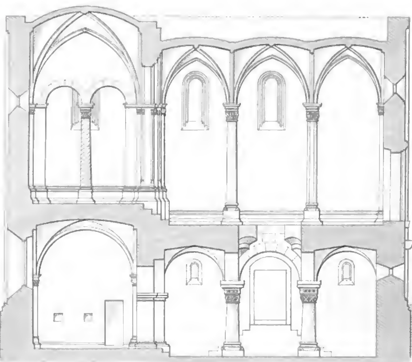


Fig. 11



Längendurchschnitt und Aufrisse der Doppelkapelle zu Eger.

Fig. 11



Fig. 12





Fig. 14



Fig. 22





Fig. 13

Ornamentik der Egerer Kapelle.

Fig. 15



Fig. 16



Fig. 18



Fig. 19



Fig. 17

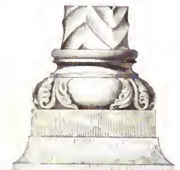


Fig. 20





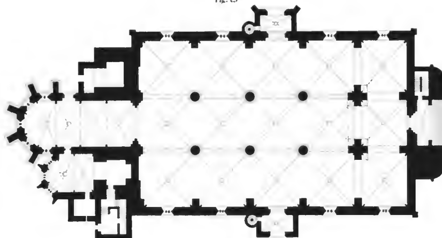
Fig. 21



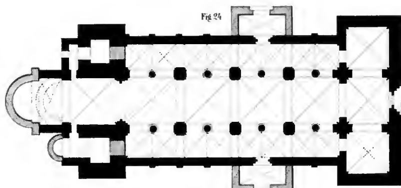




Ornamentik der obern Kapelle.



Gegenwärtige Grundform.

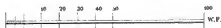


Grundriss vor dem Brande des Jahres 1270

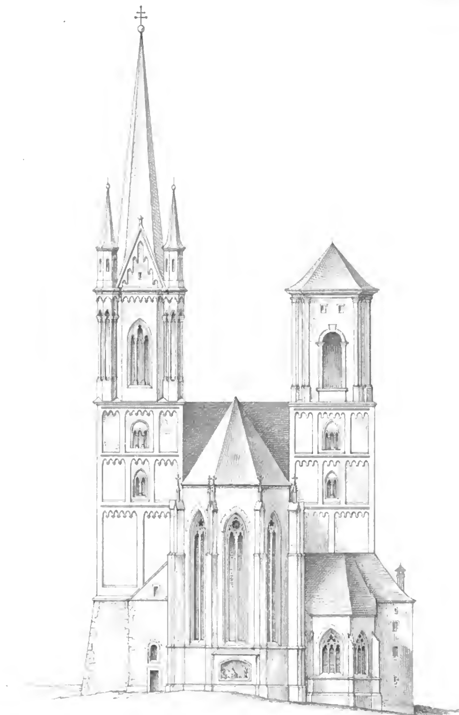




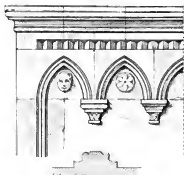




Grundrisse der St. Nikolaikirche zu Eger.



Die Choransicht der St. Nikolai Kirche in Eger.


Fig. 29

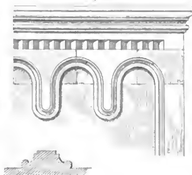

Fig. 30


Fig. 31


Fig. 33


Fig. 34


Fig. 35

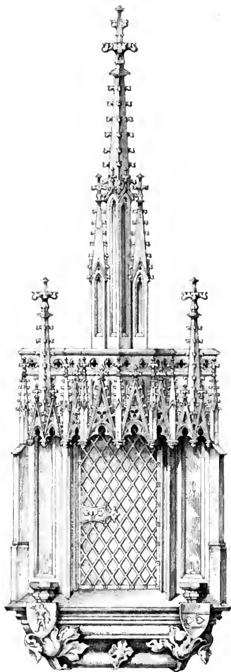

Fig. 32


Fig. 36


Fig. 37

2 W. Klf.

Westliches Portal der S. Nikolai-Kirche und Details der Thürme.



Sakramentshäuschen in der St. Nikolaikirche.

Fig. 54



Fig. 43



Fig. 38

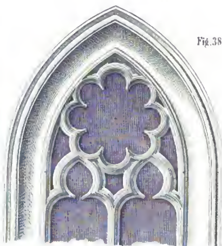




Fig. 41



Fig. 42



Fig. 40



Fig. 39

... del.

Lith. Anst. v. Haase Prag

Privathaus und Details von der St. Nikolai Kirche.

Tafel XVI.

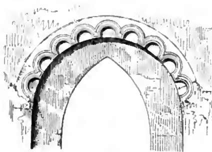


Fig. 44

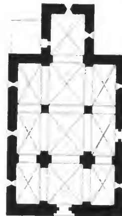


Fig. 55

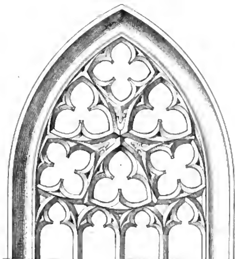


Fig. 45



Fig. 23.

Lith. Anst. v. J. Haase, Prag

Details von der S. Nikolaikirche, Grundrisse der S. Johanneskirche und Karnerkapelle.



Der S. Marien-Altar in der Nikolai Kirche zu Eger.

Fig. 46

50 100 W F

Fig. 50

Fig. 49

Fig. 47

Fig. 48

Grundrisse der Franziskaner-Kirche und der S. Bartholomaeus-Kapelle in Eger.

Fig. 51

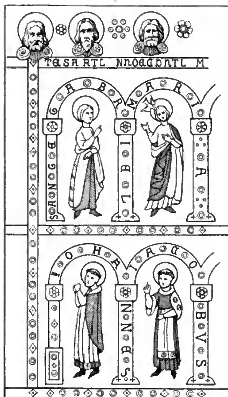




Fig. 54

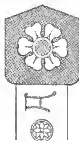


Fig. 52

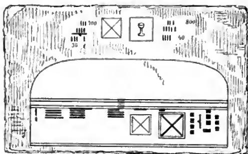


Fig. 56



Fig. 53

Das Antipendium in der St. Jodoks-Kirche.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 08033 2490

